

„Bist du der Tröstehund?“

Tiergestützte Begleitung Schwerkranker,
Sterbender und ihrer Angehörigen

Ein Projekt zum Tierbesuchdienst im Hospiz Bonn
auf der Grundlage eines Konzeptes von Ulrike Sänger

Facharbeit von Christine Freund
April 2008

Institut für Soziales Lernen mit Tieren, Wedemark
Hauptprüfer: Prof. Dr. E. Olbrich

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	4
1.1 Persönlicher Zugang zur Thematik.....	4
1.2 Thema der Hausarbeit.....	5
1.3 Kurzer Überblick	5
2 Sterben - Abschied nehmen - Tod.....	5
2.1 Sterbephasen nach Kübler-Ross.....	6
2.2 Trauerphasen bei Angehörigen	7
3 Hospizarbeit in Deutschland	8
3.1 Der Hospizgedanke	9
3.2 Stationäre Hospizarbeit	9
3.3 Ambulante Hospizarbeit	10
3.4 Palliativstationen	10
4 Die Mensch - Tier - Beziehung	10
4.1 Domestikation.....	11
4.2 Du-Evidenz.....	12
4.3 Biophilie.....	12
4.4 Bindungstheorie.....	14
5 Tiere in der stationären Hospizarbeit	14
5.1 Tiergestützte Sterbebegleitung im deutschsprachigen Raum.....	16
5.2 Effekte tiergestützter Begleitung.....	17
5.3 Die Bedeutung von „Kommunikation“ in der tiergestützten Begleitung.....	19
5.4 Die Bedeutung von „Tierschutz“ in der tiergestützten Begleitung.....	20
5.5 Die Bedeutung von „Stress“ in der tiergestützten Begleitung	21
5.6 Die Bedeutung von „Hygiene“ in der tiergestützten Begleitung.....	22
6 Tierbesuchsdienst im Hospiz am Waldkrankenhaus in Bonn	23
6.1 Vorstellung der Einrichtung.....	24
6.2 Konzept für die Vorbereitung der Einrichtung auf einen Tierbesuchsdienst (nach Ulrike Sängler)	25
6.3 Konzept für die Ausbildung der ehrenamtlichen Tierbesuchsteams (nach Ulrike Sängler)	25
7 Eigene Beobachtung.....	28
8 Berichte Betroffener in der Hospizarbeit	32
8.1 Aussagen der Teamtrainerin	32
8.2 Gespräche mit ehrenamtlichen Tierbesuchsdienstlerinnen.....	33

8.3 Austausch mit einem Pflegemitarbeiter.....	35
8.4 Interview mit einer Angehörigen.....	36
9 Reflexion	37
10 Fazit	38
11 Schlusswort	38
12 Danksagung	39
13 Literaturnachweis / Quellenangabe.....	40
14 Eigenständigkeitserklärung	41
15 Anhang.....	42

1 Einleitung

In den letzten fünf bis zehn Jahren hat das tiergestützte Arbeiten im deutschsprachigen Raum rapide zugenommen. Neben dem therapeutischen Reiten, welches sich als erste Form der tiergestützten Arbeit in vielen sozialen Bereichen etablierte, gibt es mittlerweile immer häufiger auch andere Projekte wie „Streichelzoos“ in Kindergärten oder „Klassenhunde“ in Schulen. Durch die bloße Anwesenheit der Tiere sind die Kinder ruhiger und ausgeglichener, es gibt weniger Streit und die Gewaltrate sinkt. Physio- oder Ergotherapeuten nehmen Tiere zur Hilfe, um bei ihren Patienten motorische Fortschritte zu erzielen. In vielen Alten- und Pflegeheimen werden Tierbesuchsdienste eingerichtet, die vom tristen Heimalltag ablenken sollen. Einige Heime halten mittlerweile selbst Tiere oder die Haltung eigener Haustiere ist den Bewohnern erlaubt. In der gesamten Szene ist viel Bewegung und es gibt immer wieder neue Einsatzgebiete für Tiere. Dennoch ist es offensichtlich, dass ein Bereich bisher völlig ausgespart scheint. Es gibt so gut wie keine Publikationen über tiergestützte Begleitung schwerkranker oder sterbender Menschen.

1.1 Persönlicher Zugang zur Thematik

Als staatlich anerkannte Erzieherin und Heilpädagogin bin ich in einer katholischen Kindertagesstätte angestellt. Mit einer Kollegin bin ich für die Betreuung und Förderung von zurzeit 22 Kindern im Alter von drei Jahren bis zum Einschulungsalter zuständig. Nebenberuflich absolviere ich die Weiterbildung „Tiergestützte Pädagogik, tiergestützte Therapie, tiergestützte Fördermaßnahmen“ am Institut für soziales Lernen mit Tieren in der Wedemark.

Im Herbst des vergangenen Jahres bewarb ich mich am Institut auf eine freie Stelle. Bei einem Vorstellungsgespräch mit der Leiterin des Instituts Frau Ingrid Stephan sprachen wir unter anderem über die verschiedenen Einsatzgebiete ihrer tierischen Mitarbeiter. Mich interessierte, ob die Tiere auch im Bereich der Sterbebegleitung eingesetzt werden. Frau Stephan verneinte dies und gab mir zu bedenken, dass Menschen in der letzten Phase ihres Lebens wohl eher mit Abschied nehmen vom Leben und von Verwandten und Freunden beschäftigt seien und kaum Kontakt zu Tieren und deren fremden Herrchen oder Frauchen haben wollten und wahrscheinlich nicht bereit seien, neue Beziehungen einzugehen.

Das wollte ich nun genau wissen. Ich erinnerte mich nämlich an einen Artikel, den ich im Sommer in der Tageszeitung gelesen hatte. Dort wurde von einer Frau berichtet, die hier, ganz in meiner Nähe, mit ihrem Hund im Hospiz Schwerkranke und Sterbende besucht. Frau Stephan schloss einen Einsatzbereich der tiergestützten Arbeit aus, von dem ich wusste, dass es ihn gab? Ich begann, mich intensiver mit diesem Thema zu befassen. Ich recherchierte im Internet, doch ich fand nahezu keine Informationen geschweige denn Literaturhinweise dazu.

Mittlerweile war es nun, Anfang des Jahres, auch an der Zeit, mich mit einem Thema für meine Hausarbeit am Institut zu beschäftigen. Da ich selbst nicht tiergestützt tätig bin, somit bisher über wenig bis gar keine Erfahrungen auf dem Gebiet der tiergestützten Pädagogik oder Therapie verfüge und meine Neugierde und das Interesse gegenüber der Thematik „Tiere in der Sterbebegleitung“ immer noch so stark war, entschloss ich mich, dies aufzugreifen und als mein Facharbeitsthema für die anstehende Hausarbeit zu machen. Ich sehe diese Hausarbeit als große Herausforderung an und bin gespannt, was ich erfahre und erlebe, wie sich meine Arbeit gestaltet und entwickelt und welche neuen Horizonte sich dabei für mich eröffnen.

1.2 Thema der Hausarbeit

Ich möchte meine Hausarbeit an einer kritischen Fragestellung ausrichten: Ist der Einsatz von Tieren Zumutung oder Erleichterung für Schwerkranke und Sterbende? Sind Menschen, die sich (bewusst) in der letzten Phase ihres Lebens befinden und Abschied nehmen, in der Lage und willens Kontakt zu Tieren aufzunehmen? Und ist vielleicht sogar ein Beziehungsaufbau zwischen dem Sterbenden und dem Tier möglich?

1.3 Kurzer Überblick

Wenn ich mich mit der tiergestützten Begleitung Schwerkranker, Sterbender und ihrer Angehörigen beschäftigen möchte, wird es in meiner Hausarbeit sicher um Sterben, um Abschied nehmen und um Tod gehen. Ich werde mich mit den Sterbephasen schwerkranker Menschen beschäftigen, mit den Trauerphasen Angehöriger und mit der Verbundenheit, der Hoffnung und dem Vertrauen auf Gott. Ich werde im Allgemeinen auf die Hospizarbeit in Deutschland eingehen und die Unterschiede zwischen ambulanter und stationärer Hospizarbeit differenzieren. Über die Mensch-Tier-Beziehung werde ich dann versuchen, einen Bogen zu Tieren in

stationären Hospizen zu spannen. Ich werde von Gesprächen berichten, die ich während meiner Recherche für diese Hausarbeit führe, aber sicher auch eigene Beobachtungen und Erfahrungen schildern. Zum Ende dieser Arbeit erhoffe ich mir eine Antwort auf die oben formulierte Fragestellung.

2 Sterben - Abschied nehmen - Tod

Bis zum Ende des letzten Weltkrieges erlebte der sterbende Mensch seine letzte Zeit zuhause bei seiner Familie. Nach dem Tod wurde das verstorbene Familienmitglied bis zur Beisetzung zuhause aufgebahrt. Die Totenwache wurde gehalten, Freunde und Nachbarn kamen zum stillen Abschied nehmen. Sterben und Tod hatten einen Platz in der Familie, von Kindheit an konnte jeder seine unmittelbaren Erfahrungen damit machen.

Heute leben wir jedoch in einer Gesellschaft, in der Sterben, Abschied nehmen und Tod Tabuthemen geworden sind. Sie haben keinen Platz in dieser Welt, wo Jugend, Erfolg und Gesundheit ständig beschworen werden. Und dennoch wird jeder Mensch im Laufe seines Lebens mit dem Tod in irgendeiner Form und in unterschiedlicher Stärke konfrontiert. Die Verluste der Eltern, der Lebensgefährten, von lieben Menschen, Nachbarn, aber auch von Lebensabschnitten, unerfüllten Wünschen und Orten gehören zum Leben dazu.

Wenn ich mich in dieser Hausarbeit mit dem Thema der tiergestützten Begleitung von schwerkranken und sterbenden Menschen befassen möchte, muss ich wissen, in welchem emotionalen Zustand sich die betroffenen Menschen befinden können. Zum einen geht es um die Gefühle der Sterbenden selbst. Es geht um die Phasen, die ein Sterbender von der Diagnose seiner Erkrankung an durchlaufen kann bzw. wird. Zum anderen geht es aber auch um die Gefühle der Angehörigen des Sterbenden. Sie begegnen dem Sterbebegleiter oder Tierbesuchsdienstler ebenfalls mit ihren Gefühlen der Hilflosigkeit und Trauer.

Die Begegnung mit einem Sterbenden bedeutet aber auch für mich immer eine Auseinandersetzung mit meinem eigenen Sterben, meiner Vergänglichkeit, mit meinem Tod.

2.1 Sterbephasen nach Kübler-Ross

Die amerikanische Ärztin und Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross (geb.: 8.Juli 1926 in Zürich; gest.: 24.August 2004 in Scottsdale, Arizona) befasste sich mit dem Tod und dem Umgang mit Sterbenden, mit Trauer und

Trauerarbeit. Sie gilt als Begründerin der Sterbeforschung. 1969 beschrieb Elisabeth Kübler-Ross erstmals die fünf Phasen des Sterbens. Hierbei handelt es sich nicht um Phasen des körperlichen Vorgangs Sterben, sondern vielmehr um die geistige Verarbeitung des Abschied Nehmens. Es sind unbewusste Strategien zur Bewältigung einer schwierigen Situation. Die Sterbephase verlaufen bei jedem Sterbenden individuell, es kann Jahre dauern oder wenige Minuten. Sie folgen dabei nicht unbedingt aufeinander, einzelnen Phasen können wegfallen oder aber mehrmals durchlebt werden.

In der ersten Sterbephase will der Patient die Diagnose nicht wahr haben. Er leugnet und verdrängt sie, möglicherweise erleidet er sogar einen Schock. Er glaubt an Verwechslung und Irrtum der Ärzte. Meinungen von anderen Ärzten werden eingeholt, um die „Fehldiagnose“ zu bestätigen. Der Patient schmiedet Pläne für die Zukunft und achtet besonders auf sein äußeres Erscheinungsbild.

Zorn und Aggression folgen in der nächsten Phase. Da der Tod nicht angegriffen werden kann, richtet der Patient seine Wut gegen die, die leben dürfen, Angehörige, Pflegekräfte oder Ärzte. Schon „Kleinigkeiten“ können Unzufriedenheit und Streit auslösen. Religiöse Menschen richten ihre Aggressionen an Gott, den Schöpfer und Lenker. Sie können nicht verstehen, warum Gott ihnen das antut.

Die dritte Sterbephase ist meist von kurzer Dauer. Der Patient erkennt sein Schicksal an. Er beginnt jedoch zu verhandeln. Mit den Pflegern und Ärzten wird über neue Therapieformen verhandelt. Die Kirche wird regelmäßig besucht, Gott wird um Aufschub gebeten.

In der vierten Phase kommt es zu extremen Schwankungen zwischen Depressionen und Hoffnung. Eine hoffnungslose innere Leere, Sinnlosigkeitsgefühle und Lebensüberdruß kennzeichnen die Depression, machen den Patienten unendlich traurig. Der Patient betrauert all das, was er durch seinen Tod verlieren wird. Kummer und Schuldgefühle werden wach. In dieser Phase des Sterbens ist es dem Patienten aber noch möglich, ein laufendes Geschäft zu beenden und sein Testament zu machen. Der Patient gibt die Hoffnung nicht auf, die Krankheit vielleicht doch noch zu besiegen oder wenigstens zum Stillstand zu bringen. Er hofft auf ein gutes, möglichst schmerzfreies Sterben und auf ein besseres Leben nach dem Tod.

Der Sterbende stimmt in der letzten fünften Phase seinem Schicksal zu. Er hat seinen Frieden mit der Welt gefunden und akzeptiert den nahen Tod. Es besteht noch immer eine schwache Hoffnung, nicht sterben zu müssen.

Ansonsten ist diese Phase frei von großen Gefühlen. Der Patient ist körperlich und geistig erschöpft. Er schläft viel und möchte nicht gestört werden. Er verständigt sich oft nur noch mit Gesten und wenigen Worten.

2.2 Trauerphasen bei Angehörigen

Die Begegnung mit dem Sterben eines Familienmitgliedes konfrontiert Angehörige immer auch mit dem eigenen Tod. Der Umgang mit diesem Thema ist für die meisten Menschen ungewohnt und oft mit großer Angst verbunden.

Wenn jedoch eine Heilung nicht mehr möglich ist, und der Kranke von Tag zu Tag schwächer wird, merken seine Angehörigen, dass ihr Familienmitglied bald sterben muss. Je nach Intensivität der Beziehung zum Erkrankten können auch bei Angehörigen die gleichen Gefühlsreaktionen auftreten wie beim Sterbenden selbst. Auch wenn sich Patient und Angehörige lange auf das Sterben vorbereiten konnten, löst die Endgültigkeit des Todes bei den Zurückbleibenden starke Gefühle aus. Obwohl jeder Mensch auf seine eigene Art trauert, durchlaufen die meisten Menschen typische Trauerphasen.

In der ersten Phase erleiden die Angehörigen oftmals einen Schock. Sie wollen die Erkrankung und den Tod des Angehörigen nicht wahr haben und verleugnen den Verlust des Verstorbenen.

In der zweiten Phase erleben die Angehörigen heftige Gefühle. Trauer, Wut, Freude, Zorn, Angst und Ruhelosigkeit werden durcheinander erlebt. Für die Trauerbewältigung ist es wichtig, dass die Angehörigen in dieser Phase der Trauer ihren Gefühlen freien Lauf lassen können. Es ist wichtig, die Gefühle zu erleben und zuzulassen. Denn wird die Trauer verdrängt, so bestehen oft Schwierigkeiten, diese Trauerphase zu bewältigen und die Nächste zu erreichen.

Der Angehörige sucht den Verstorbenen in der dritten Trauerphase unbewusst oder bewusst an den Orten, die zum gemeinsamen Leben gehörten. Der Trauernde muss nun lernen, sich mit der Realität auseinander zu setzen. Wenn der Verstorbene für den Trauernden zu einem „inneren Begleiter“ wird, und sich ein innerer Dialog zwischen Trauerndem und Verstorbenem entwickelt, wird die nächste Phase der Trauerarbeit erreicht. Hilfreich können sich in der Phase des Suchens, des Findens und des Sich-Trennens auch Aufarbeitungen von noch ungelösten Problemen mit dem Verstorbenen erweisen. Der Verlust des Angehörigen wird allmählich

akzeptiert. der Trauernde kann sich langsam wieder seinen alten Aktivitäten zuwenden und sich neue Aufgaben suchen.

In der vierten Trauerphase erleben Angehörige ein neues inneres Gleichgewicht. Sie finden einen neuen Sinn für ihr Leben und sehen zuversichtlich in die Zukunft. Dass jede Beziehung vergänglich ist, dass der Tod zum Leben gehört nehmen sie als Erfahrung mit.

Die oben beschriebenen Trauerphasen müssen nicht immer in gleicher Reihenfolge ablaufen. Sie können sich vermischen, überlappen oder abwechseln. Wie ein Mensch trauert, hängt immer von seiner Persönlichkeit und der jeweiligen Beziehung zu dem Verstorbenen ab. Trauer hat ihre eigene Zeit. Jeder Mensch muss bei der Trauerbewältigung seinen eigenen Rhythmus finden. Das bewusste Durchleben aller Gefühle, das Akzeptieren des Todes und der damit verbundene Schmerz sind wichtig und hilfreich, den Verlust eines Familienmitgliedes zu verarbeiten.

3 Hospizarbeit in Deutschland

Seit den 80er Jahren ist hat die Hospizbewegung in Deutschland eine dynamische Entwicklung genommen. Das erste deutsche Hospiz, das „Haus Hörn“, entstand auf Initiative von Pater Paul Türcks 1986 in Aachen.

Im Februar 2007 notierte die Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz folgende Zahlen:

Ambulante Hospize (Hausbetreuungsdienste) etwa	1.450
Stationäre Hospize	151
Palliativstationen	139

Der schwerkranke und sterbende Mensch und seine Angehörigen stehen im Mittelpunkt eines mittlerweile gut entwickelten Netzwerkes der Hospiz- und Palliativeinrichtungen. Dennoch sind die Strukturen in den einzelnen Bundesländern zum Teil sehr unterschiedlich entwickelt. So sind im Bereich des Süd-Osten Deutschlands wenig stationäre Hospize angesiedelt. Hier sind eher ambulante Hospize vertreten. Auch in Ostdeutschland gibt es viel weniger stationäre Hospize als im Rest der Republik. Im Westen dagegen ist die Hospizbewegung weit verbreitet und sowohl ambulant als auch stationär gut vernetzt.

Patienten im Hospiz sind austerapiert und werden nur schmerz- und symptom-behandelt.

3.1 Der Hospizgedanke

Bereits im Mittelalter gab es christliche Hospize. Es waren gastfreundliche Herbergen, in denen Reisende Unterkunft, Essen und Trinken bekamen. Waisen fanden Zuflucht, Kranke und Sterbende wurden in christlicher Nächstenliebe gepflegt. Im 4. Jahrhundert übernahmen christliche Orden die Leitung der Hospize (Malteser, Johanniter u.a.). Sie sollten die Pilgerschaft nach Jerusalem, Rom und Santiago de Comostela unterstützen, in den Wirren der Kreuzzüge Herberge bieten, in Krankheit und Not helfen und im Sterben begleiten. Während der Reformation wurden viele Klöster und Hospize geschlossen. Erst im 19. Jahrhundert lebte die Hospizidee wieder auf; vor allem irische Nonnen, die „Sisters of Charity“ erkannten die Not der bitterarmen Bevölkerung und gründeten zuerst in Dublin, später auch in London Hospize, um Schwerkranken und Sterbenden zu helfen. Neben der menschlichen Zuwendung erkannten die Nonnen auch die Bedeutung einer schmerztherapeutischen, lindernden Behandlung und Pflege. Dr. Cicely Saunders arbeitete mehrere Jahre ehrenamtlich bei den irischen Schwestern der Barmherzigkeit in London und gründete 1967 dort das „St. Christopher´s Hospice“. Diese Gründung gilt als die Geburtsstunde der Palliativmedizin und der Hospizbewegung.

Aus der Zeit der Reisenden und Herbergssuchenden stammt der Begriff „Gäste“. Noch immer werden Sterbende in Hospizen als „Gast“ bezeichnet.

3.2 Stationäre Hospizarbeit

In stationären Hospizen werden schwerkranke und sterbende Menschen mit einer unheilbaren, fortschreitenden und fortgeschrittenen Erkrankung mit begrenzter Lebenserwartung betreut. Die Patienten sind austherapiert und werden nur noch palliativ versorgt. Palliativmedizinisch geschultes hauptamtliches Personal wird im stationären Hospiz durch ehrenamtliche Mitarbeiter unterstützt. Die ärztliche Betreuung wird durch niedergelassene Ärzte in der Umgebung sichergestellt.

Hospize sind eigenständige Häuser. In der Regel verfügen sie über eine eigenständige Organisationsstruktur.

In Deutschland gibt es mittlerweile neun stationäre Kinderhospize. Das erste Kinderhospiz „Balthasar“ in Olpe feiert in diesem Sommer sein 10 jähriges Bestehen. In einem Kinderhospiz werden Kinder mit lebensverkürzenden Erkrankungen und deren Familien betreut, begleitet und unterstützt. Solch eine Begleitung kann oftmals mehrere Jahre andauern. Sie wird von vielen betroffenen Familien ab der Diagnose der Erkrankung des Kindes über den

Verlauf der Krankheit bis über den Tod des Kindes hinaus als Hilfe und Unterstützung genutzt.

3.3 Ambulante Hospizarbeit

Über 90% der Menschen wollen zuhause sterben. Die Hospizbewegung versucht diesem natürlichen Wunsch zu entsprechen. Es wird alles dafür getan, um ein Sterben in häuslicher Umgebung zu ermöglichen. Deshalb gilt im Hospiz- und Palliativbereich ein Grundsatz: „Ambulant vor Stationär“. Ambulante Dienste begleiten Patienten und Angehörige, helfen bei der häuslichen Palliativpflege und koordinieren die verschiedenen ärztlichen, pflegerischen und sozialen Dienste. Ehrenamtliche Mitarbeiter sind in der ambulanten Sterbebegleitung ein wesentliches Element. Sie werden in speziellen Vorbereitungskursen auf ihre Aufgaben vorbereitet und geschult.

In Deutschland gibt es ein weit verzweigtes Netz der ambulanten Kinderhospizarbeit, wobei der Bereich Ostdeutschland dabei nicht flächendeckend versorgt ist.

3.4 Palliativstationen

Palliativstationen sind eigenständige, an ein Krankenhaus angebundene oder integrierte Stationen. Auf Palliativstationen wird auch hospizlich gearbeitet. Hier gibt es einen hohen Betreuerschlüssel. Eine ärztliche Präsenz rund um die Uhr sollte sichergestellt sein. Auch die Patienten einer Palliativstation sind austherapiert. Sie bekommen lediglich eine Schmerz- und Symptomtherapie. Ziel einer Palliativstation ist es, den Patienten in sein häusliches Umfeld zu entlassen, damit er dort weiter betreut werden kann.

4 Die Mensch - Tier - Beziehung

Der Mensch gehört im Tierreich zum Stamm der Wirbeltiere, zur Klasse der Säugetiere, zur Ordnung der Primaten, zur Überfamilie der Hominoiden mit den Familien der Menschenaffen (Pongiden) und Menschen (Hominiden) (siehe Olbrich, Vortrag 2007).

Im Laufe der Evolution entwickelte sich der Mensch über Millionen Jahre gemeinsam mit anderen Lebewesen. Die Beziehung zwischen Menschen und Tieren reicht dementsprechend weit zurück. Ob als Gottheit oder Opfertier, ob als Nahrungslieferant oder Begleiter, Tiere sind aus der menschlichen Kultur und Gesellschaft nicht mehr weg zu denken.

Zu Beginn seiner Geschichte war der Mensch mit dem Tier so eng verbunden, dass sich sein Selbstbewusstsein noch nicht völlig von ihm trennte. Während der Jagd konnte der Mensch selbst zum Tier werden (siehe S. Greiffenhagen: Tiere als Therapie, S.17).

Durch die soziale und kulturelle Entwicklung des Menschen und seinen Bezug zu Umwelt und Natur veränderte sich im Laufe der Zeit die Beziehung zwischen Mensch und Tier. Zu Zeiten Aristoteles war man im Glauben, Tiere besäßen eine Seele. Der Philosoph René Descartes sprach in Anlehnung an die christliche Schöpfungsgeschichte dem Menschen eine Seele zu, dem Tier jedoch nicht. Der Mensch galt als Besitzer einer Seele dem Tier überlegen. Vor allem die Menschen in der westlichen Kultur wurden von dieser Ansicht geprägt. Es entwickelte sich eine Kluft zwischen dem Herrschaftswissen des weißen Mannes und einer Natur, die ihm als Gegenstand seiner Nutzung und seiner Wissbegier immer fern rückte. In den Augen der so genannten modernen Gesellschaft galten die Kulturen, die eine ursprüngliche Beziehung zwischen Mensch und Tier, eine archaische Lebensanschauung pflegten, als rückständig (siehe C. Otterstedt: Tiere als therapeutische Begleiter, S.13).

Erst Ende des 19., vor allem aber Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich im Rahmen des gesamtökologischen Interesses und einer intensiven Sensibilisierung für die Umwelt auch in den Industrieländern ein verändertes Bewusstsein im Verhältnis zwischen Mensch und Tier. „Einerseits haben wir uns durch unsere Kulturgeschichte weit vom Tier entfernt, andererseits zeigen uns heute menschliche und tierische Verhaltensforschung, wie dicht wir von Natur dem Tiere benachbart sind und wie viel Leben wir mit ihm teilen“ (siehe S. Greiffenhagen: Tier als Therapie, S.17).

4.1 Domestikation

Vor etwa 10000 Jahren begannen Menschen, Tiere zu domestizieren. Der Hund gilt als eines der ältesten Haustiere. Seit der Jäger- und Sammlerkultur in der Altsteinzeit begleitet er den Menschen. Dabei war er Wächter und Hirte, Jagdhelfer, aber auch Nahrungsmittel oder Abfallvertilger. Seine Anwesenheit wurde schon damals als belebend und beruhigend zugleich erfahren.

Aber auch andere Tiere wurden von Menschen domestiziert. Schafe, Ziegen und Schweine werden als Wolllieferanten oder Trüffelsucher genutzt. Zugtiere wie Pferde oder Rinder setzte der Mensch auf dem Acker oder im Wald ein. In allen Teilen der Welt gibt es Tiere, die entsprechend der Flora und Fauna den Menschen als Partner bei der Arbeit zur Seite stehen:

Wasserbüffel, die den Boden pflügen; Elefanten, die Bäume aus dem dichten Dschungel holen; Yaks, die Lasten im Hochgebirge tragen; Affen, die Kokosnüsse von den Bäumen holen oder Kormorane, die dem Fischer beim Fischen helfen (siehe C. Otterstedt: Tiere als therapeutische Begleiter, S.15).

Bevor die Katze zum Menschen kam und in den Dörfern kleine Nager jagte, schützten Frettchen oder Mungo die Vorräte. Den Mäusefang erledigten Wiesel, Iltis und Marder. Die Katze wurde zu dieser Zeit in Ägypten als heiliges Tier verehrt. Sie durfte nicht getötet werden und erhielt kostbare Grabstätten.

Tiere wie Hunde und Katzen leben mit Menschen. Sie teilen Haus oder Wohnung mit uns. Sie bekommen eine eigene Hütte, ein Körbchen oder eine Decke. Papagei, Kanarienvogel und Wellensittich leben wie Kaninchen oder Meerschweinchen mit den Menschen, sie werden jedoch in Käfigen gefangen gehalten.

Gründe für die Domestikation von Tieren gibt es nach Sylvia Greiffenhagen zahllose: Für alle gilt als Voraussetzung ein Minimum an Symbiosefähigkeit, die in einer gemeinsamen naturhaften Verwurzelung von Mensch und Tier begründet ist. Das trifft besonders für die Domestikation von höheren Tieren zu, bei denen gemeinsame Bedingungen der Emotionalität, der Kommunikation und der Lernfähigkeit gegeben sind (siehe S. Greiffenhagen: Tiere als Therapie, S.22).

4.2 Du-Evidenz

Mit der Du-Evidenz bezeichnet man die Tatsache, dass zwischen Menschen und höheren Tieren Beziehungen möglich sind, die denen entsprechen, die Menschen unter sich beziehungsweise Tiere unter sich kennen (siehe S. Greiffenhagen: Tiere als Therapie, S.22). Karl Bühler prägte 1922 erstmals den Begriff Du-Evidenz. Der Mensch besitzt die Fähigkeit und das Bewusstsein, ein anderes Lebewesen als Individuum, als „Du“ wahrzunehmen und zu respektieren. Das Tier wird für den Menschen zum individuellen, unverwechselbaren und unersetzlichen Partner wenn es einen eigenen Namen erhält und in der Familie als festes Mitglied akzeptiert wird. Der Mensch sieht das Tier als Gefährten.

Die Du-Evidenz ist Voraussetzung dafür, dass Tiere therapeutisch oder pädagogisch eingesetzt werden können.

4.3 Biophilie

Der Biologe E.O. Wilson prägte 1984 den Begriff der Biophilie. Wilson geht davon aus, dass die Menschen, während sie sich über Millionen von Jahren zusammen mit anderen Lebewesen entwickelten, eine biologisch begründete Verbundenheit mit der Natur und allen Lebewesen ausgebildet haben.

In einem gemeinsamen Sammelwerk von 1993 machen Wilson und Kellert deutlich, dass Menschen das Bedürfnis nach Verbindungen zu anderen Formen des Lebens haben, sowohl mit der Vielfalt von Lebewesen als auch mit Landschaften und Ökosystemen.

Kellert unterscheidet neun Perspektiven als biologische Grundlage für die Verbundenheit des Menschen mit der Natur:

Die utilitaristische Perspektive hebt die nützliche Verbundenheit zwischen Mensch und Natur hervor. Tiere als Nahrungs- und Bekleidungslieferanten sichern das Überleben und bieten Schutz vor Gefahren.

Die naturalistische Perspektive steht für die natürliche Verbundenheit zwischen Mensch und Natur. Durch den Kontakt zur Natur entsteht beim Mensch Zufriedenheit und Entspannung, gleichzeitig aber auch Neugierde und Faszination ihrer Vielfalt.

In der ökologische-wissenschaftlichen Perspektive steht die Motivation zur aufmerksamen Beobachtung und zur systematischen Analyse im Vordergrund. Der ökologische Schwerpunkt liegt dabei stärker in der Verbundenheit des Ganzen, im Zusammenspiel zwischen allen lebenden und nicht lebenden Elementen der Natur. Der wissenschaftliche Schwerpunkt ist auf die Reduktion der Komplexität ausgerichtet. Beobachtung, Analyse und Aufbau neuer Strukturen ermöglichen das Verstehen von Zusammenhängen, fördern die Beobachtungsfähigkeit und der Wissenserwerb.

Die Schönheit der Natur, ihre Anziehungskraft und die Bewunderung ihrer physischen Harmonie spricht uns in der ästhetische Perspektive an. Sie bietet uns ein Gefühl von Sicherheit und Frieden. Menschen finden in der Natur Inspiration.

Die Natur gibt uns verschiedene Kategorien und Schemata als Formen des Ausdrucks. Es geht nicht nur um unsere Sprache oder um Mimik und Gestik. In Märchen, Mythen, Legenden und Sagen beispielsweise tauchen Natursymbole auf. All diese Kategorien dienen zur Förderung der Interaktion und Kommunikation. Sie bieten außerdem Anreiz für Identifikationsprozesse. Kellert spricht hier von der symbolische Perspektive.

In der humanistischen Perspektive wird eine tief erlebte, emotionale Verbundenheit mit der Natur oder mit spezifischen, in der Regel empfindungsfähigen Elementen der Natur, z.B. dem Tier empfunden. Sie fördert die Gruppenzugehörigkeit, stärkt ein Gemeinschaftsgefühl und dient zum Aufbau von Beziehungen.

Das Erleben von Gemeinsamkeit, Verantwortung für die Natur und Ehrfurcht vor dem Leben sind die Grundlagen der moralistischen Perspektive. Der Mensch erlebt sich in einer (Seelen-) Verwandtschaft und Zugehörigkeit zu einem übergeordneten Ganzen.

In der dominierenden Perspektive wird die Kontrolle und Beherrschung der Natur durch den Menschen hervor gehoben. Kontrollierendes und machtvolleres Handeln führt zur Entwicklung mechanischer Techniken und Fertigkeiten.

In der negativistischen Perspektive verspürt der Mensch Angst, Aversion und Antipathie beim Kontakt mit der Natur. Hierbei kann es sich um einzelne Tiere (z.B.: Spinnen oder Schlangen) oder Bereiche (z.B.: schleimige) handeln. Diese Perspektive war möglicherweise die Motivation für die Erarbeitung und Errichtung von Schutz- und Sicherheitsvorrichtungen für den eigenen persönlichen Lebensraum.

Jede dieser neun Perspektiven stellt eine Form von Bezug zwischen Mensch und Natur dar. Bei jedem Kontakt zwischen Mensch und Natur sind sie unterschiedlich stark ausgeprägt, möglicherweise sind einige auch gleichzeitig wirksam. Die Wirkungen der unterschiedlichen Perspektiven können wiederum kaum sichtbar und dabei nicht steuer- und kontrollierbar sein. Andere können vielleicht systemisch genutzt, gesteuert und auch kontrolliert werden (siehe M. Vernooij: Handbuch der tiergestützten Intervention, S.7).

4.4 Bindungstheorie

Die Bindungstheorie geht auf die Forschung von John Bowlby und Mary Ainsworth zurück. Andrea Beetz überträgt die ursprünglich im Blick auf Beziehungen zwischen Menschen entwickelte Theorie auf die Beziehung von Menschen und Tieren. Entwickelt ein Kind in seiner ersten Lebensphase eine Bindung zu einer Bezugsperson und im Laufe seiner Kindheit zu weiteren Personen, so führt die Erfahrung dieser Bindungen zur Ausbildung eines internalen Arbeitsmodells von sich und seinen Bindungspersonen. Dieses internale Arbeitsmodell organisiert und ermöglicht den Zugang zu den eigenen Gefühlen, Bewertungen und bindungsrelevanten

Erinnerungen. Die emotionale Kommunikation innerhalb der Person wie auch die Kommunikation mit anderen Personen wird reguliert. Ein Tier kann die Bedürfnisse des Kindes nach Bindung ähnlich gut erfüllen wie ein Mensch. Zwischen Kind und Tier entsteht eine Bindung, die dem internalen Arbeitsmodell des Kindes hinzu geführt wird. Ein Tier erfüllt kindliche Bindungsbedürfnisse (siehe S. Greiffenhagen: Tiere als Therapie, S.175 ff).

Beetz Überlegungen stellen eine Ergänzung zu den beiden vorangegangenen Erklärungsansätzen der Mensch-Tier-Beziehung, der Du-Evidenz und der Biophilie-Hypothese, dar.

5 Tiere in der stationären Hospizarbeit

In vielen Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens, so auch in einigen stationären Hospizen, werden in Aufenthalts- und Gemeinschaftsräumen Aquarien oder Vogelvolieren eingerichtet. Auch so genannte „Stationskatzen“ gibt es immer wieder in Alten- und Pflegeheimen, vereinzelt auch in stationären Hospizen.

Im vergangenen Jahr ging die Nachricht des Stationskaters Oscar durch die Presse. Oscar lebt in einem Pflegeheim im US-Bundesstaat Rhode Island. Er scheint zu spüren, wenn der Tod eines Bewohners kurz bevor steht. Der sonst eher menschen scheue Kater legt sich wenige Stunden vor dem eintretenden Tod zu dem Sterbenden ins Bett, spendet Wärme und Trost. Der Kater lag in den letzten zwei Jahren mit seinen Prognosen so oft richtig, dass die zuständigen Ärzte Dr. Joan Teno und Dr. David Dosa mittlerweile die Angehörigen verständigen, wenn Oscar sich in einem Zimmer nieder lässt. Die Angehörigen haben dann die Möglichkeit, sich von ihrem sterbenden Familienmitglied zu verabschieden.

Wenn in der Literatur von Tieren in der Sterbebegleitung berichtet wird, handelt es sich zumeist um das private Haustier des schwerkranken und sterbenden Menschen (siehe W. Burgheim: Im Dialog mit Sterbenden, S 179 ff). Es scheint Hospize zu geben, in denen der Sterbende die Möglichkeit erhält, sein eigenes Haustier oder das Tier eines Angehörigen oder Freundes zu treffen. Der Sterbende kennt das Tier. Ein Kontakt zwischen Mensch und Tier hat schon vor dem Hospizaufenthalt stattgefunden. Beide konnten bereits eine Beziehung zueinander aufbauen. Solch ein Tierbesuch tut den Beteiligten gut. Er bietet dem Schwerkranken nicht nur Abwechslung vom möglicherweise schmerz erfüllten Hospizalltag, er bietet außerdem die Möglichkeit, sich an gute Zeiten zu erinnern. Familienmitglieder treten wieder in Kommunikation miteinander. Sie haben ein Gesprächsthema, das

sich nicht um Krankheit und Tod dreht. Gemeinsam können sich Sterbender und Angehöriger am Tier erfreuen, vielleicht wieder gemeinsam lachen.

Der schwerkranke oder sterbende Mensch kennt das Verhalten seines eigenen Tieres oder das eines Familienangehörigen. Er kann sein Tier einschätzen und hat bestimmte Erwartungen an einen Kontakt. Es gibt Berichte, dass sich Haustiere von ihren sterbenden Besitzern abwenden und distanzieren, wenn der Tod unmittelbar bevor steht.

Bei einem fremden Tier kann das Verhalten der jeweiligen Tierart oder die speziellen Eigenarten des einzelnen Tieres erst während eines Besuchkontaktes erfahren werden. Der schwerkranke oder sterbende Mensch und die Angehörigen entscheiden dabei immer selbst, ob und wie ein Kontakt möglich sein kann.

Wenn im bisherigen Leben des Schwerkranken, des Sterbenden oder des Angehörigen ein Kontakt zu einem Tier stattgefunden hat, wird wahrscheinlich an den Tierbesuch eine bestimmte Erwartungshaltung gestellt werden. Hatte jemand eine positive Beziehung zu einem Hund, der einem zur Begrüßung beispielsweise durch das Gesicht leckte, kann vom Besuchshund dies auch erwartet werden. Wird der Besuchshund nun aber beim Kontakt seinem Gegenüber nicht mit der Zunge über das Gesicht fahren, wird die Erwartung nicht erfüllt. Der Tierbesuch wird vielleicht an einem anderen Tag nicht mehr gewünscht werden.

Für eine tiergestützte Begleitung schwerkranker und sterbender Menschen und deren Angehörigen ist der Einsatz von Haus- und Nutztieren verschiedener Gattungen denkbar. Kleine Tiere wie Kaninchen, Meerschweinchen oder Hühner scheinen wegen ihrer Größe geeignet. Sie können einem schwerkranken Menschen auf den Schoß oder ins Bett gesetzt werden. Ein unmittelbarer Kontakt zum Tier ist möglich, Fell oder Federn können gestreichelt werden. Die vom Tier ausgehende Wärme wird spürbar und erfahrbar, ebenso die Bewegung der Atmung.

Gesellige Sippentiere, wie es Kaninchen und Meerschweinchen sind, können in einem artgerecht eingerichteten (Außen-) Gehege beobachtet werden. Hier ist allerdings zu bedenken, dass bettlägerige Menschen vielleicht nicht die Möglichkeit haben, sich zu dem Gehege begeben zu können, oder sich zu den Tieren herunter beugen zu können.

Für einen Besuch in einer Einrichtung sind größere Tiere wie Ziegen, Schafe, Esel oder Pferde weniger geeignet. Ein Kontakt mit diesen Tieren kann im Außengelände stattfinden. Menschen, die auf einem Bauernhof aufgewachsen sind, die aus ländlicheren Gegenden stammen, die diese Tiere früher selbst besessen haben, erinnern sich an diese Zeit zurück. Sie

können davon berichten und mit ihren Angehörigen oder mit Menschen in ihrem Umfeld in Kommunikation treten.

Der Hund wird am häufigsten in der Begleitung schwerkranker und sterbender Menschen und ihrer Angehörigen eingesetzt.

In dem einen oder anderen Hospiz wird es sicherlich vorkommen, dass Mitarbeiter, hauptamtliche Sterbebegleiter ihr privates Tier mit zur Arbeit bringen. Das Tier kann auf der jeweiligen Station dann in Kontakt mit Gästen und Angehörigen kommen. Da es allerdings keinerlei Publikationen zur tiergestützten Begleitung Schwerkranker, Sterbender und ihrer Angehörigen gibt, kann an dieser Stelle darüber auch nur spekuliert werden.

5.1 Tiergestützte Sterbebegleitung im deutschsprachigen Raum

Der Bereich der tiergestützten Begleitung schwerkranker und sterbender Menschen ist nicht sehr weit verbreitet. Im deutschsprachigen Raum, also Deutschland, Österreich und der Schweiz gibt es ein einziges professionelles Projekt, über das immer wieder schon seit längerer Zeit in der (Schweizer-) Presse berichtet wird.

Im April 2006 gründete Frau Elfie Bernhard-Fricker mit ihren Geschwistern die Stiftung Medizinhunde in der Schweiz. Die Stiftung Medizinhunde hat es sich zur Aufgabe gemacht, ehrenamtliche Hundeführer und deren Hunde zu Besuchs- und Begleithundeteams, zu Therapiehundeteams und zu Medizinhundeteams auszubilden.

Nachdem der Hund einer ausführlichen Wesens- und Gehorsamsprüfung unterzogen wurde und der Hundeführer psychische Stabilität und Belastbarkeit nachweisen kann, wird das Hundeteam in drei Levels ausgebildet. Die bestandene Abschlussprüfung des ersten Levels berechtigt die Besuchs- und Begleithundeteams, Kindergärten, Altersheime oder Senioren in Privathaushalten zu besuchen. Nach dem zweiten bestandenen Level beziehen sich die Einsatzbereiche der Therapiehundeteams eher auf kranke und bettlägerige Menschen unterschiedlichen Alters, z.B. in Blinden- und Taubstummenheimen, Reha-Kliniken und Spitälern. Hundeführer und Hund qualifizieren sich im dritten Ausbildungslevel zum Medizinhundeteam. Diese Teams sind für Spezialeinsätze geschult. Sie werden in Gefängnissen, Sterbehäusern oder Palliativstationen eingesetzt.

Frau Bernhard-Fricker selbst besucht mit ihrer Hündin Tixi Sterbehäuser und Hospize. Auf ihrer Internetseite beschreibt sie, dass Tixi seit einigen Jahren in

einem Basler Hospiz sterbenskranken Menschen Trost spendet und diese in den schwersten Zeiten bis zum Tod begleitet.

Außer den Medizinhunden in der Schweiz konnte ich Frau Ulrike Sänger ausfindig machen, die in Deutschland ehrenamtliche Hospizhelfer mit ihren Hunden für die tiergestützte Begleitung Schwerkranker, Sterbender und ihrer Angehörigen im stationären Hospiz ausbildet. Über die Arbeit von Frau Sänger werde ich ausführlich in Punkt 6 berichten.

5.2 Effekte tiergestützter Begleitung

Tiere tun den Menschen gut. Seit den späten siebziger Jahren ist dies bekannt und mehrfach belegt. Wer selbst ein Tier besitzt oder Kontakt zu Tieren hat, wird diese Aussage unterstreichen können. Durch einen Zufall entdeckte die amerikanische Soziologin Erika Friedmann die Wirkung von Haustieren auf die Überlebenschance von Herzinfarktpatienten. Mit ihren Kollegen, den Psychiatrieprofessoren Aaron Katcher und James Lynch, fand sie heraus, dass Hund, Katze, Fisch oder Vogel eine gleichermaßen günstige Wirkung auf ihre kranken Besitzer hatten (vergleiche S. Greiffenhagen; O. Buck-Werner: Tiere als Therapie, S. 32 ff).

Heute weiß man, dass die bloße Gegenwart eines Tieres dem Menschen Sicherheit und Vertrautheit schenkt. Tiere regen uns zum Lachen an. Es macht Spaß, die verspielten und neugierigen Tiere zu beobachten. Tiere haben stressreduzierende Wirkungen auf Menschen. Sie lassen uns entspannen. Das Gesicht, besonders im Bereich der Augen- und Mundpartie entspannt, die Lippen sind leicht geöffnet und gespitzt. Die Stimme wird weicher und leiser, die Stimmlage erhöht sich. Der Blickkontakt zum Tier wird gesucht. Tieren ist es egal, ob ihr Besitzer groß, klein, dick oder dünn, blond oder dunkelhaarig, männlich oder weiblich ist. Tieren ist es egal, wie ihr Halter gekleidet ist oder welchen Beruf er ausübt. Tiere nehmen Menschen so an, wie sie sind. Tiere lassen sich anfassen, streicheln und liebkosen. Sie werden auf den Arm oder den Schoß genommen, befriedigen so das Bedürfnis nach Berührung und Nähe. Über Tiere kommen Menschen miteinander in Kontakt. Sie kommunizieren durch und über das Tier miteinander. Tiere machen Menschen attraktiver und interessanter. Tiere animieren Menschen zu einem geregelten Tagesablauf und ausreichender Bewegung an frischer Luft. Tierhalter achten auf ihre Gesundheit und gehen seltener zum Arzt. Tiere lenken Menschen vom Schmerz und Einsamkeit ab. Durch die übernommene Verantwortung der regelmäßigen Versorgung des Tieres helfen sie verschiedenste

Lebenskrisen zu bewältigen. Tiere lieben ihre Menschen hingebungsvoll und bedingungslos.

Es ist erwiesen, dass das Gehirn bei einem Tierkontakt Endorphine freisetzt. Der Blutdruck wird gesenkt, der Kreislauf stabilisiert und der Puls verlangsamt.

In den folgenden Unterpunkten möchte ich auf die Wirkung und Effekte von Tieren speziell auf Schwerkranke, Sterbende und ihre Angehörigen eingehen und kleine Beispiele aus der Hospizarbeit aufzählen.

5.2.1 Körperliche Effekte

Ein schwerkranker Mann mit starken Spastiken in Armen und Händen lag in seinem Bett des Hospizes. Selbstständig konnte er sich nicht mehr drehen. Der Mann hatte vom Besuchshund gehört und wünschte nun diesen Kontakt. Seine Frau hatte sich auf den Besuch des Hundes vorbereitet und schon in der vergangenen Woche Leckerchen für den Hund besorgt. Der Besuchshund kam. Gemeinsam mit der Hundeführerin legte die Ehefrau ein Leckerchen in die verkrampte Hand ihres Mannes. Der Hund leckte und suchte mit seiner feuchten Zunge das Leckerchen vorsichtig aus der Hand des Mannes. Dieser genoss das körperliche Erlebnis sehr. Er freute sich, den Hund mit Leckerchen zu füttern. Er war noch einmal in der Lage, einem Lebewesen etwas geben zu können. Am nächsten Tag war der Mann tot.

Die Ehefrau sagte im Nachhinein, dass die Begegnung mit dem Hund die letzte schöne Begebenheit im Leben des Mannes war. Die Frau war überglücklich, dass ihr Mann dieses letzte Erlebnis hatte und sie es mit ihrem Mann teilen konnte.

Frau S. fühlte sich gar nicht gut an dem Tag, an dem der Hundebesuch angekündigt war. Eigentlich wollte sie sich ausruhen. Sie hatte große Schmerzen. Dennoch hatte der Hund so eine große Anziehungskraft auf Frau S., dass sie sich auf den Weg von ihrem Zimmer, eine Etage tiefer in den Gemeinschaftsraum zum Hund machte. Als sie auf dem Stuhl saß, neben ihr der Hund, lächelte sie. In ihrem Gesicht sah man Anspannung und Schmerz. An diesem Nachmittag hatte sie sich überwunden, ihre Schmerzen zu ertragen, um den Hund zu sehen.

5.2.2 Seelische Effekte

Im Aufenthaltsraum des Hospizes warteten eine Frau und ihr Enkel auf den Bestatter. Der geliebte Ehemann und Großvater war soeben verstorben.

Der Besuchshund kam in den Aufenthaltsraum hinein, er lief auf den weinenden Jungen zu. Er wedelte mit dem Schwanz und stupste den Jungen mit der Schnauze an. Der Junge berührte den Hund, er streichelte und umarmte ihn und war nicht mehr ganz so traurig.

Ein anderes Beispiel von einer Angehörigen, die während des gesamten Besuchs bei dem Hund auf der Erde gekniet hatte. Sie hatte seine Nähe gesucht. Sie streichelte und umarmte den Hund. Die schwerkranke Mutter, für die der Hundebesuch eigentlich geplant war, hatte keine Chance, mit dem Hund in Kontakt zu treten, geschweige denn den Hund überhaupt richtig zu sehen. Die Tochter kniete mit dem Hund so auf dem Boden, dass die bettlägerige Mutter sich nicht hinunter beugen konnte.

5.2.3 Geistige Effekte

Eine Frau mit Gehirnetastasen verlebt ihre letzten Wochen im Hospiz. Der geistige Abbau war eklatant. Anhand eines Fotos vom Besuchshund mit der zusätzlichen Aufschrift „Grisu war hier“ erinnerte sich die Frau an den Hundebesuch. Ihre Merkfähigkeit wurde trainiert. Wenn ihr das Foto in die Hände fiel und sie sich an den Hund erinnerte, fiel ihr auch ein, dass der Hundebesuch bald wieder anstand. Sie dachte nach, überlegte, was sie anziehen sollte, sorgte sich um Leckerchen, freute sich auf den nächsten Besuch.

5.2.4 Soziale Effekte

Dem Besuchshundeteam begegneten im Hospiz eine Mutter und ihre Tochter. Die Mutter war schwerkrank. Die beiden Frauen hatten sich nichts mehr zu sagen. Wenn sie miteinander sprachen, kreisten die Gespräche nur um die Erkrankung der Mutter. Das machte die beiden Frauen sehr traurig. Als der Besuchshund Mutter und Tochter besuchte, fanden die Beiden endlich ein anderes Thema. Sie unterhielten sich über den Hund. Erinnerten sich an vergangene Erlebnisse. Gemeinsam konnten sie sogar über den Hund und sein verspieltes Verhalten lachen.

5.3 Die Bedeutung von „Kommunikation“ in der tiergestützten Begleitung

Viele Tierhalter sehen in ihrem Tier einen Gesprächspartner. Ihm können Freude und Leid anvertraut werden. Das Tier „versteh“ seinen Menschen, es hört ihm zu, spendet Trost, gibt Nähe und Geborgenheit. In schwierigen

Lagen stützt das Tier seinen Menschen, indem es ihm das Gefühl von Wichtigkeit und Unersetzlichkeit vermittelt.

Der Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick unterscheidet in der Kommunikation zwischen Mensch und Tier zwei unterschiedliche Kommunikationsarten: die digitale Kommunikation und die analoge Kommunikation. Die digitale Kommunikation ist die verbale Kommunikation, es meint die Belegung eines Wortes mit einem bestimmten Sinn: Worte sind „Zeichen“ für das, was wir meinen. Die analoge, nonverbale Kommunikation nutzt Gestik und Mimik, Körperhaltung, Stimme und Atmung. Prof. Dr. Erhard Olbrich beschreibt: „Analoge Kommunikation, das ist die ganz frühe Sprache der Beziehungen, die schon das Baby mit seiner Mutter „gesprochen“ hat; analoge Kommunikation ist die Sprache der Liebenden, sie ist aber auch die Sprache des Kampfes, der Trauer und der Wut.“

Tiere kommunizieren in erster Linie analog. Ihre Sprache zu den Menschen ist ehrlich, sie lügen nicht.

Stellen wir uns einen schwerkranken Menschen mit einem stark übel riechenden Krebsgeschwür vor. Der Geruch ruft bei den Angehörigen, die zu Besuch kommen, Ekel, Abscheu und sogar Brechreiz hervor. Wenn nun die Angehörigen mit verzerrtem Gesicht und rümpfender Nase ihrem kranken Familienmitglied beteuern, es mache ihnen nichts aus, sprechen analoge und digitale Kommunikation eine unterschiedliche Sprache. Ein Tier hingegen ist authentisch und kongruent. Es stört sich nicht am Geruch des schwerkranken Menschen. Es freut sich auf die Begegnung, die Ansprache und Streicheleinheiten.

Ein Patient ist an Hodenkrebs erkrankt. Sein Bauch und die Hoden sind auf enorme Größe angeschwollen. Der Mann selbst findet sich hässlich und unattraktiv. Er schaut schon lange nicht mehr in den Spiegel, verlässt sein Zimmer nicht, geht nicht mehr unter Leute. Auch hier registriert das Tier die Sorgen und Nöte des Mannes nicht als solche. Das Tier tritt ohne Vorbehalte in Kontakt mit ihm.

Für ein gutes Miteinander und eine erfolgreiche Partnerschaft müssen Mensch und Tier eine gemeinsame Sprache finden. Im Laufe der Jahrtausende des Zusammenlebens mit den Menschen haben die Tiere, speziell Hunde gelernt, menschliche Sprache zu verstehen. „Hunde verstehen die Mimik und Gestik eines Menschen weit besser als andere Tiere, auch als Schimpansen, unseren nächsten Verwandten im Tierreich“ (vergleiche S. Greiffenhagen, O. Buck-Werner: Tiere als Therapie, S. 46).

In der Begleitung von Schwerkranken, Sterbenden und ihren Angehörigen ist die Kommunikation ein wichtiger Bestandteil. „Wenn auch die meisten Sterbenden keine Antworten wünschen, weil sie wissen oder spüren, dass es auf die Geheimnisse des Todes keine Antworten gibt“ (W. Burgheimer: Im Dialog mit Sterbenden, S. 19 ff). Zentrale Voraussetzung für ein gelingendes Gespräch wird immer das Zuhören sein. Viele Sterbende sind bis kurz vor ihrem Tod erreichbar, nicht immer aber ansprechbar. Für den Sterbebegleiter ist es nötig, sich auf andere Arten der Kommunikation einzulassen. Dabei ist es ebenfalls wichtig, dass sich der Sterbebegleiter selbst über seine Wirkung von Mimik und Gestik sowie seine Stimme bewusst ist.

5.4 Die Bedeutung von „Tierschutz“ in der tiergestützten Begleitung

Bei all den positiven Wirkungen und Effekten, die durch den Besuch eines Tieres bei Schwerkranken, Sterbenden und ihren Angehörigen entstehen, darf die Gesundheit, das Wohlergehen und die Würde des Tieres nicht vergessen werden. Bei einer tiergestützten Begleitung kann es nur im Sinne aller beteiligten Personen sein, den Bedürfnissen des Tieres so weit wie möglich gerecht zu werden. Wenn das Tier gesund ist, wenn es behutsam an seine Aufgaben heran geführt wurde und wenn es den Anforderungen, die an es gestellt werden, gewachsen ist, dann wird es seinen Einsatz gut machen. Nur ein physisch und psychisch stabiles Tier hat eine heilende Wirkung auf den Menschen.

Viele Tiere nehmen ihre Aufgaben gern an. Es liegt in ihrer Natur, neugierig und verspielt zu sein. Sie sind offen für neue Lernprozesse und suchen den Kontakt zum Unbekannten. Viele Tiere haben Spaß an ihrer Aufgabe, wenn sie von klein auf daran gewöhnt wurden und wenn sie in ihrem Tun vom Menschen positiv verstärkt werden.

Der Tierhalter sollte art-, rasse- und individualspezifische Merkmale seines Tieres kennen. Die artgerechte Haltung und Fütterung des Tieres sollten wie die regelmäßigen Gesundheitskontrollen durch einen Tierarzt selbstverständlich sein. Bevor ein Tier zum Einsatz kommt sollte der Halter einen Sachkundenachweis ablegen, das Tier einer Wesens- und Verhaltensprüfung unterzogen werden. Eine qualitativ hochwertige Ausbildung von Mensch und Tier sind zu befürworten.

Das Tierschutzgesetz vom 25.5.1998 gibt außerdem einen gesetzlichen Rahmen für die Bedürfnisse der Tiere vor. In § 1 heißt es „Zweck dieses Gesetzes ist es, aus der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen. Niemand darf

einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerz, Leiden oder Schäden zufügen.“

Für den Tierhalter bedeutet das, sein Tier genau zu beobachten, feinste Signale des Unbehagens vor, während oder nach einem Einsatz wahrzunehmen und entsprechend darauf zu reagieren. Ist ein Tier krank, verletzt oder hat es Schmerzen, sollte ein Tierbesuch schon im Vorfeld abgesagt werden. Signalisiert das Tier während einen Einsatzes Stress oder Schmerz, sollte der Kontakt sofort beendet werden. Das Tier darf während eines Einsatzes keine negativen Erfahrungen machen, weil es diese bei folgenden Einsätzen verknüpfen könnte und dann im schlimmsten Fall nicht mehr für die tiergestützten Arbeit eingesetzt werden kann.

5.5 Die Bedeutung von „Stress“ in der tiergestützten Begleitung

Ein Tier, das zur tiergestützten Begleitung eingesetzt wird, sollte seinen Besuch stressfrei antreten. Hier ist die Sensibilität des Tierhalters entscheidend. Der Tierhalter kennt sein Tier am besten und sollte beim genauen Beobachten auf die feinen Signale seines Tieres achten. An ihm liegt es, den Tierschutz wie oben beschrieben zu wahren.

Ausschlaggebend für Stress können unterschiedliche Faktoren sein. Da wären zum einen körperliche Stressoren zu nennen. Das Tier hat Hunger oder Durst, vielleicht konnte es sich vor dem Besuchstermin nicht entleeren und verspürt nun diesen Druck. Möglich für körperlichen Stress können auch Schmerzen oder Überforderungen wie Kälte oder Müdigkeit sein. Furcht, Angst und Unbekanntes lösen Stress beim Tier aus. Neue Situationen, fremde Räume, unbekannte Gerüche und Geräusche verursachen Furcht und Angst. Fremde Personen, die sich durch Lähmung oder Spastik eigenartig bewegen, Menschen, die gebückt gehen oder vielleicht humpeln, zählen ebenso zu Stressauslösern. Ist das Tier nicht ausreichend trainiert und auf seine Aufgabe vorbereitet worden, verspürt es Ungewissheit. Es weiß nicht, was auf es zu kommt, was von ihm erwartet wird und welche Ansprüche an es gestellt werden. Unterschiedliche Kommunikation zwischen Tierhalter und Tier, sowie vom Tierhalter unbewusst gesendete (körperliche) Signale lassen Missverständnisse beim Tier aufkommen. Das Tier erlebt einen Misserfolg, wenn angeborenes, erlerntes oder falsch verstandenes Verhalten nicht zum Ziel führt.

Ein gestresstes Tier könnte schnappen, beißen oder kratzen. Hierbei könnte es zu ernststen Verletzungen kommen. Um das zu vermeiden, und um einem tiergestützten Einsatz für alle Beteiligten zu einem positiven Erlebnis werden zu lassen, sollten Stressfaktoren möglichst gering gehalten werden.

Der professionelle, gut ausgebildete Tierbesuchsdienstler kennt die oben aufgeführten Stressfaktoren. Er beobachtet sein Tier genau und kann kleinste Stresssignale frühzeitig erkennen. Schon vor dem tiergestützten Einsatz werden Maßnahmen getroffen, um Stress beim Tier auszuschließen.

Das Tier wurde im Vorfeld gründlich auf seine Aufgabe vorbereitet. Es hat vor dem Besuch die Möglichkeit, sich (vielleicht bei einem ausgedehnten Spaziergang) zu entleeren. Wasser steht dem Tier immer, auch während des Besuchs, ausreichend zur Verfügung. Das Tier bekommt einen Platz zugewiesen, an den es sich jeder Zeit zurückziehen kann. Dieser Platz darf von niemandem betreten werden, wenn das Tier ihn von sich aus aufsucht. Dem Tier sind die räumlichen Gegebenheiten seines Einsatzortes bekannt. Das Tier kennt die unterschiedlichen Bodenbeläge (z.B.: PVC, Fliesen oder Teppichböden) des Hauses, es kennt die Geräusche (des klappernden Essenswagens) und Gerüche. Es ist mit sämtlichen Gegenständen (z.B.: Rollstuhl, Rollator oder Infusionsständer) des Umfeldes vertraut. Für das Tier sind Fahrstuhl, Treppenhaus oder enge Flure nichts Außergewöhnliches.

Bei der Arbeit mit Schwerkranken, Sterbenden und ihren Angehörigen schwingen starke Emotionen im Raum. Tiere sind sehr sensibel und nehmen diese Schwingungen viel schneller und intensiver auf als Menschen. Wichtig sind deswegen Ruhephasen und Pausen. Nach einem Einsatz sollte das Tier die Möglichkeit zur Entspannung haben. Ein ausgedehnter Spaziergang durch die Natur, ein Ausritt oder was auch immer dem jeweiligen Tier zum Ausgleich gut tut, sollte fester Bestandteil und Abschluss des Tiereinsatzes sein.

5.6 Die Bedeutung von „Hygiene“ in der tiergestützten Begleitung

Als erstes Argument gegen den Einsatz von Tieren in Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens nennen Kritiker oftmals die mangelnde Hygiene und die damit verbundenen Infektionsrisiken für die Erkrankten. Werden jedoch einige Voraussetzungen vor einem tiergestützten Einsatz erfüllt, sind die Tiere zumeist besser gerüstet als manch menschlicher Besucher.

Dr. Andreas Schwarzkopf, Facharzt für Mikrobiologie und Infektionsepidemiologie sowie Sachverständiger für Krankenhaushygiene empfiehlt, dass das einzusetzende Tier für einen Tierbesuch gesund und frei von Schmerzen ist. Es sollte artgerecht gehalten, gut ernährt und gepflegt werden. Es empfiehlt sich zudem, dass es gutmütig, ausgeglichen und wesensstark ist.

Ein Tierarzt sollte das Tier regelmäßig begutachten. Wurmkuren und Impfungen sollten in regelmäßigen Abständen vorgenommen, erneuert und dokumentiert werden. Außerdem können Blut- und Kotproben entnommen und untersucht werden.

Der Tierbesuch sollte auf jeden Fall in den Hygieneplan der Einrichtung aufgenommen werden. Hierbei können Hygienebeauftragte vor Ort und die Empfehlungen des Robert-Koch-Instituts aus dem Jahr 2004 helfen.

Die Leitung, Verwaltung und alle Mitarbeiter des Hauses sollten über den Einsatz des Tieres informiert sein. Außerdem sollte das Personal eine Einweisung zum fachgerechten Umgang mit dem jeweiligen Tier erhalten.

Die Reinigung und Desinfektion der Räume, in denen ein Tierbesuch stattfindet sollte gründlich und in regelmäßigen Abständen vorgenommen werden. Tiere sollten keinen Zutritt zu Räumen haben, in denen Lebensmittel zubereitet oder Wäsche gelagert werden.

Vor einem Tierbesuch sollte das Tier gebürstet oder gestriegelt werden, schmutzige Pfoten sollten gesäubert und getrocknet werden. Bevor ein Tier auf den Schoß genommen oder ins Bett gelegt wird, kann eine Decke oder ein Handtuch untergelegt werden.

Schwerkranke Menschen mit einem geschwächten Immunsystem, z.B. Patienten mit Aids, sind vom Tierbesuch ausgeschlossen. Ebenso Menschen mit nässenden Geschwüren, offene Hautstellen und starken Brandverletzungen. Die Tiere könnten an den Verletzungen lecken. Eine Infektion ist so wahrscheinlich. Außerdem werden u.U. starke Schmerzen beim Kontakt verursacht.

„Wenn ein Mensch von einer nicht mehr therapierbaren Krankheit betroffen ist und einen Tierbesuch wünscht“, schreibt C. Otterstedt in ihrem Buch Tiere als therapeutische Begleiter, S. 131, „dann ist die Begegnung und Ansprache durch das Tier höher einzuschätzen als ein mögliches Infektionsrisiko.“

6 Tierbesuchsdienst im Hospiz am Waldkrankenhaus in Bonn

Der Tierbesuchsdienst im Hospiz am Waldkrankenhaus wurde 2006 von Ulrike Säger ins Leben gerufen. Seit August 2007 finden im Hospiz am Waldkrankenhaus regelmäßig einmal wöchentlich Tierbesuche statt. Zurzeit setzt sich der Tierbesuchsdienst aus fünf Teams (Mensch-Hund) zusammen. Die Hundeführer sind alle ehrenamtliche Hospizhelfer. Sie stellen ihren

Familienhund der psychosozialen Begleitung Schwerkranker und deren Angehörigen zur Verfügung.

Ein fester Dienstplan, der von der Teamtrainerin mit der Koordinatorin des Hospizes und den Ehrenamtlern im Vormonat festgelegt wird, regelt die Dienste der Tierbesuchsteams. Alle Ehrenamtler melden sich zum Dienstbeginn beim Pflegepersonal an und bereiten ihren Einsatz vor. Beginn und Ende eines Tierbesuchs ist immer im Wintergarten, wo der Hund auf einer Decke zunächst seinen Platz zugewiesen bekommt und eine Schüssel mit Wasser bereit gestellt wird. Wenn der Hund zur Ruhe gekommen ist, gehen die Teams auf Einweisung des Pflegepersonals in die Zimmer der Gäste, die einen Tierbesuch wünschen. In der Regel sind mehr als zwei Individualbesuche für die Hunde nicht zu leisten. Sie nehmen alle Energien und Schwingungen viel intensiver wahr als Menschen. Der Einsatz endet mit einem kurzen Austausch zwischen Pflegern oder Angehörigen. Alle Einsätze werden dokumentiert und in monatlichen Teamsitzungen reflektiert.

6.1 Vorstellung der Einrichtung

Das Hospiz am Evangelischen Waldkrankenhaus in Bonn-Bad Godesberg wurde am 2. September 2005 eröffnet. Träger des Hospizes ist der Hospizverein Bonn e.V., der 1996 gegründet wurde. Bereits seit 1997 unterhält der Hospizverein Bonn e.V. ein ambulantes Hospiz. Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter begleiten und unterstützen unheilbar Kranke und sterbende Menschen und ihre Angehörigen.

Das Hospiz am Evangelischen Waldkrankenhaus ist in den umgebauten Räumlichkeiten eines ehemaligen Schwesternheims untergebracht. Es befindet sich auf dem Gelände des Krankenhauses. Zehn wohnlich eingerichtete Einzelzimmer stehen den schwerkranken und sterbenden Menschen, den so genannten Gästen, auf den beiden ersten Etagen des Hospizes zur Verfügung. Zu den Zimmern gehören jeweils ein eigenes Bad mit Dusche und WC, sowie ein Balkon. Auf der ersten Etage des Hospizes befinden sich zudem das Schwesternzimmer, in dem das Hospizteam jederzeit erreichbar ist, und der große gemütliche Wintergarten. Der helle Gemeinschaftsraum mit Blick in den Garten und den angrenzenden Wald lädt zum Verweilen ein. Hier finden gemeinsame Aktivitäten aber auch öffentliche Veranstaltungen wie Konzerte oder Vorlesungen statt. Drei Mal wöchentlich haben Gäste, Angehörige und Pflegepersonal die Möglichkeit, gemeinsam zu kochen. Gäste und Angehörige treffen sich zum Austausch und Gespräch. Im 2.OG ist ein Raum der Stille eingerichtet. Ein gemütlicher Raum, in dem Gäste und Angehörige entspannen und

neue Kraft schöpfen können, in dem aber auch kleine Gedenkfeiern und Andachten stattfinden können. Auf der dritten Etage des Hospizes befinden sich vier Angehörigenapartments. Angehörige haben nicht nur die Möglichkeit, ihre sterbenden Familienmitglieder jederzeit zu besuchen, es besteht auch die Möglichkeit, hier zu übernachten. Sie können dies entweder direkt im Zimmer ihres Familienmitglieds oder aber in einem eigenen Zimmer tun. Ebenfalls befinden sich auf dieser Etage eine Küche und sanitäre Anlagen. Die Hospizleitung und der Hospizverein haben hier ihre Büros, außerdem gibt es einen Konferenzraum.

6.2 Konzept für die Vorbereitung der Einrichtung auf einen Tierbesuchsdienst (nach Ulrike Sängler)

Besteht bei einem Mitarbeiter einer Einrichtung des Gesundheits- und Sozialwesens der Wunsch, ein Tier in der Einrichtung einzusetzen und in die Arbeit zu integrieren, oder entscheidet sich eine Einrichtung, den (ehrenamtlichen) Einsatz von Tieren in ihr Konzept aufzunehmen, so bietet Frau Sängler ihre Dienste an.

Frau Sängler ist staatlich anerkannte Heilpädagogin und pädagogische Leiterin der Kinder- und Jugendpsychiatrie Bad Neuenahr. In ihrer Freizeit bildet sie seit vielen Jahren Schäferhunde als Schutzhunde aus. Seit 2003 hat sie begonnen, sich intensiv mit der Ausbildung von Therapiebegleithunden zu beschäftigen. Frau Sängler bildet ehrenamtliche Tierbesuchsteams aus und etabliert diese fest in verschiedenen Einrichtungen.

Die Einrichtung, die Tiere in der Arbeit einsetzen möchte, muss zuerst einige Grundvoraussetzungen erfüllen, bevor die Tiere zum Einsatz kommen. Im Hospiz sind diese Voraussetzungen für den ehrenamtlichen Einsatz der Hunde mit Hilfe Frau Sänglers geschaffen worden. Zunächst einmal wurde kontrolliert, ob der Hygieneplan des Hospizes geändert werden musste. Es waren aber schon Tierbesuche vorgesehen und eine Änderung deshalb nicht erforderlich. Die Hospizleitung, die Verwaltung und das Pflegepersonal begrüßten den Tiereinsatz. Das gesamte Team der Einrichtung erhielt eine Fortbildung zum Thema: „Tiergestützte Begleitung im Hospiz“. Frau Sängler führte dieses Seminar vor Ort durch. Alle teilnehmenden Mitarbeiter bekamen eine Teilnahmebescheinigung. Das regionale Gesundheitsamt und die Hygienekommission der Einrichtung gaben ihre Zustimmung zum Einsatz der Tiere. Der Versicherungsschutz für Mitarbeiter, Gäste, Angehörige und Besucher musste gewährleistet werden.

Das Pflegepersonal wird über die Koordinatorin des Hospizes über den Dienstplan der ehrenamtlichen Hospizhelfer und deren Hunde informiert. Die Tierbesuchsteams melden sich vor ihrem Einsatz bei Pflegepersonal an und werden auf deren Einweisung mit den Gästen in Kontakt gebracht.

6.3 Konzept für die Ausbildung der ehrenamtlichen Tierbesuchsteams (nach Ulrike Sängler)

Entscheidet sich ein ehrenamtlicher Hospizhelfer für den Einsatz eines Tieres (zurzeit befinden sich im Bonner Hospiz lediglich Hunde im Einsatz), so muss er einige Grundvoraussetzungen erfüllen. Als ehrenamtlicher Hospizhelfer hat er bereits eine umfangreiche Ausbildung absolviert. In drei Teilschritten wird über den Zeitraum von einem Jahr der Ehrenamtler auf seine Aufgaben im Hospiz vorbereitet. In den ersten Monaten setzt er sich intensiv mit seinem eigenen Tod auseinander. Es finden Gespräche statt, wie er sich sein Sterben wünscht oder wie es wohl nach dem Tod sein wird. Die eigene Beerdigung wird besprochen und geplant, welche Rituale stelle ich mir vor, welche Lieder sollen gesungen werden. In diesem Teil der Ausbildung lernen die Teilnehmer viel über sich selbst, sie erfahren ein großes Wissen über einfühlsame Gesprächsführung und üben sich darin. In einem zweiten Teilschritt hospitiert der angehende Hospizhelfer bei einem hauptamtlichen Hospizmitarbeiter, entweder im stationären Hospiz oder auf einer Palliativstation. Er begleitet diesen eine Woche lang und beobachtet ihn im Umgang mit Gästen und Angehörigen. Der dritte Teil der Ausbildung zum Hospizhelfer setzt sich aus verschiedenen Abendterminen zusammen. Hier halten Fachleute aus verschiedenen Branchen zum Thema Hospiz, Pflege Sterbender, Schmerztherapie und zum Thema Tod (Hospizleitung, Pflegedienstleiter, Ärzte, Koordinator, Bestatter u.a.) Referate und Vorträge.

Ein ehrenamtlicher Hospizhelfer begleitet einen sterbenden Menschen bis in den Tod. Regelmäßige Kontakte, Spaziergänge (soweit noch möglich) und Gespräche finden miteinander statt. Kontakte mit den Angehörigen sind dabei genau so wichtig, wie das „da sein“ bis zum Schluss.

Zwei solcher Sterbebegleitungen muss ein ehrenamtlicher Hospizhelfer mindestens nachweisen können, bevor er mit seinem Hund bei Frau Sängler die Ausbildung zum Besuchsteam absolvieren kann. Ohne diese Erfahrung wäre es dem Hundeführer gar nicht möglich, diese Triade einzugehen. Das Gespräch mit dem Sterbenden, die Beobachtung der non-verbalen Signale, sich selbst in der Situation als Zuhörer und Begleiter und dann auch noch der Hund, der im Blick behalten werden muss, der selbst vielleicht

auch Stresssignale aussendet, wären eine große Überforderung für einen Ehrenamtler, der noch keinerlei Erfahrungen hat sammeln können.

Tritt ein ehrenamtlicher Hospizhelfer nach mindestens zwei Sterbebegleitungen mit dem Wunsch zur Weiterbildung zum Tierbesuchsteam an Frau Sänger heran, überprüft diese das Mensch-Tier-Team. Der Hund muss regelmäßig einem Tierarzt vorgestellt werden. Er muss frei von ansteckenden Krankheiten sein, entwurmt und geimpft sein. Der Hund muss gut sozialisiert sein, eine hohe Stresstoleranz haben und über einen ausreichenden Grundgehorsam verfügen. Frau Sänger besucht das Team Zuhause. Im häuslichen Umfeld beobachtet sie Hund und Hundeführer im Umgang miteinander. Gerade im häuslichen Umfeld werden ungewünschte Eigenschaften, wie Bellen, Territorialverhalten, Verteidigung von Ressourcen besonders deutlich. Im Außengelände wird der Hund dann auf seinen Grundgehorsam und seine Umweltsicherheit überprüft. Zeigt der Hund hier auch nur kleinste Anzeichen von Aggression oder Unsicherheit, ist er für den Einsatz in einer Einrichtung nicht geeignet. In einem zweiten Schritt wird der Hundeführer in der Einübung zwei erforderlicher Signale angeleitet. Es handelt sich hierbei um zwei kleine Handzeichen, die es dem Hundeführer ermöglichen, den Hund non-verbal abzulegen oder kommen zu lassen. Beim Einsatz im Hospiz sind diese Signale sehr wichtig. Der Hundeführer unterhält sich mit seinem Gegenüber. Aus dem Augenwinkel heraus beobachtet er, dass der Hund aufsteht. Mit dem kleinen Handzeichen, kann der Hundeführer dem Hund das Zeichen zum Hinlegen geben, ohne das er sein Gespräch unterbrechen und den Augenkontakt beenden muss. Der Gesprächspartner erfährt Wertschätzung, der Hund jedoch wird nicht aus den Augen gelassen. Andererseits kann der Hundeführer den Hund auch so zu sich leiten, um in kontrollierten Kontakt mit dem Gegenüber zu treten. Diese Signale müssen nun von Hundeführer und Hund trainiert und verinnerlicht werden. Dann lernt der Hund zum ersten Mal seinen Einsatzbereich kennen. Gemeinsam begehen Hundeführer, Hund und Trainerin die Räume des Hospizes. Der Hund lernt die Beschaffenheit des Bodens (glatte Fliesen und Teppichboden), das Treppenhaus, den Fahrstuhl, den weitläufigen Garten und die engen Flure kennen. Der Hund setzt sich mit unbekanntem Gerüchen und fremder Akustik auseinander. Der Hundeführer wird sensibilisiert, auf die Stresssignale seines Hundes zu achten und dem Tier gegebenenfalls eine Entlastung zu schaffen. In einem dreistündigen Seminar vermittelt Frau Sänger dem Hundeführer dann die Grundformen des caniden Lernverhaltens und erläutert 28 verschiedene Beschwichtigungssignale von Hunden anhand eines Lehrvideos von Turid Rugaas. Bei einer zweiten Begehung im Hospiz wird der Hund nun auf seine

Stressresistenz überprüft und mit Geräuschen im Tagesraum, Essenswagen, Rollstuhl, Gehhilfen und Rollatoren, Mülleimern, verschiedenen auffälligen Gangbildern und motorischen Störungsbildern vertraut gemacht. Der Hundeführer setzt die theoretisch erworbenen Kenntnisse um, beobachtet seinen Hund genau und sorgt wenn nötig für Stressentlastung. Unter Anleitung Frau Sängers wird der Hund bei einem weiteren Termin im Hospiz für etwa 30 Minuten im Gemeinschaftsraum eingesetzt. Der Hund muss auf Anordnung seines Hundeführers auf einer Decke abliegen und zuverlässig auf die bis dahin etablierten Signale reagieren. Eine erste Kontaktaufnahme des Hundes zu Mitarbeitern, Angehörigen und Gästen ist möglich. Der Hundeführer lernt die Aufmerksamkeit auf die drei Faktoren „Hund“, „Gast“ und „eigene Person“ in angemessener Weise zu verteilen. Erst nachdem Hundeführer und Hund mit allen Eventualitäten konfrontiert worden sind und sich ausgiebig auf ihre Aufgabe vorbereiten konnten, wird das Team unter Anleitung von Frau Sänger in einen ersten Kontakt mit einem Gast gebracht. Der Hund muss zuverlässig interessanten Gerüchen widerstehen und intuitiv viel oder wenig Kontakt zulassen. Der Hundeführer lernt den Gast verbal und nonverbal zu begleiten und die Kontaktaufnahme seines Hundes zu beobachten und sinnvoll zu nutzen. Bevor das Team nun selbstständig im Hospiz eingesetzt werden kann, wird der Hundeführer in einer schriftlichen Abschlussarbeit über die erworbenen Kenntnisse überprüft. Nach erfolgreichem Abschluss und der Aushändigung des Zertifikats wird das Team in den Besuchsdienst des Hospizes etabliert.

7 Eigene Beobachtung

Sonntag, 13.45 Uhr. Die Sonne scheint Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch gehe ich den Fußweg zum Krankenhaus entlang. Ich bin mit Frau Sänger und ihrem Hund Grisu verabredet. Ich darf die Beiden heute bei ihrem Besuchstermin im Hospiz begleiten. Komisch ist das schon irgendwie. Ich weiß nicht so genau, was mich gleich erwartet. Ich hatte bisher noch nie mit schwerkranken Menschen, gar mit Sterbenden zu tun. Und nun würde ich gleich dieses Haus betreten, in das die Menschen zum Sterben kamen. Ich habe keine Angst, vielmehr ein Unwohlsein und große Spannung auf das, was mich gleich erwarten wird. Ich folge dem weißen Schild mit dem blauen Pfeil, auf dem „Hospiz“ steht. Der Weg führt mich am Parkplatz vorbei, hin zu einem Gebäude mit zwei Eingängen. Über dem linken Eingang steht in großen blauen Buchstaben „Strahlentherapie“, über dem Eingang geradeaus „Hospiz“. Einladend sieht das hier nicht aus. Da steht zwar eine blaue Bank vor der Tür, ein Mülleimer und ein

Aschenbecher, aber es sieht mir eher wie ein Hintereingang aus. „Haben sie also die Sterbenden ganz nach hinten verfrachtet“, ist mein erster Gedanke. Einige Minuten bleibe ich dort vor der Tür stehen. Dann überlege ich, ob ich nicht hinein gehen soll. Vielleicht ist Frau Sänger schon da und wartet drinnen auf mich. Oder ich bin tatsächlich an den Hintereingang geraten und würde wahrscheinlich noch ewig hier stehen. Ich nehme meinen Mut zusammen und öffne die Tür. Stille. Es riecht nach Krankenhaus, so steril. An der Wand gelbe und orangene Sonnenstrahlen. Ein Schild, auf dem „Hospiz 1.OG“ steht, ein Pfeil nach links. Ich folge dem Schild, komme an einen Treppenaufgang. Langsam steige ich die Stufen hinauf. Wo bin ich hier nur hingekommen? In der ersten Etage angekommen, öffne ich die Glastür. Und dann stehe ich auf dem Flur im Hospiz. Gedämpfte Farben, warmes Licht. Neben den Türen hängen Namensschilder. Manche Türen sind verschlossen, einige nur angelehnt. Ich höre leise Stimmen. Langsam gehe ich den Flur entlang. Die Stimmen kommen aus dem Schwesternzimmer, die Tür steht weit offen. Es sind mindestens zwei. Sie unterhalten sich, ich klopfе an. „Guten Tag. Mein Name ist Christine Freund. Ich bin mit Frau Sänger und ihrem Hund Grisu hier verabredet.“ Die beiden jungen Frauen sehen mich an. „Die kommt sicher gleich. Warten Sie doch im Wintergarten“, die beiden jungen Frauen lächeln mich an, nicken und eine der beiden zeigt auf den großen hellen Raum gegenüber. Ich trete ein.

In der Mitte des Raumes steht eine Tischreihe mit acht oder zehn, vielleicht zwölf Stühlen drum herum. Ich lege meine Tasche und Jacke ab, sehe mich um. An der linken Wand ist eine Küchenzeile eingerichtet, die Kaffeemaschine läuft, es duftet nach frischem Kaffee. Vor dem Fenster steht ein Flügel. Auf der gegenüberliegenden Seite steht ein Aquarium, große und kleine Fische in verschiedenen Farben und Formen tummeln sich im Wasser. Eine Weile beobachte ich sie. An der rechten Zimmerwand ist eine kleine gemütliche Sitzecke eingerichtet. Ein Fernseher und Bücherregale, vier orangerote Sessel mit einem kleinen Tischchen in der Mitte. In einer Blumenvase stehen Tulpen. Überall an den Wänden hängen Girlanden mit Schmetterlingen. Es ist gemütlich. Ich bleibe vor den großen Fenstern stehen. Ich kann auf einen kleinen Garten sehen, dahinter liegt der Wald. Als ich auf die Uhr schaue ist es kurz nach zwei. Um zwei Uhr bin ich eigentlich mit Frau Sänger verabredet. Sie wartet bestimmt vor der Tür auf mich.

Ich gehe noch einmal zum Schwesternzimmer und erkundige mich, ob es noch einen anderen Eingang gibt, oder ob der Eingang, durch den ich gekommen bin, der Haupteingang ist, durch den auch Frau Sänger kommt.

„Nein, wir haben nur den einen Eingang. Von dort wird gleich auch Frau Sänger kommen“, ist die Antwort. Ich gehe die Treppen wieder herunter. Und unten kommt Frau Sänger gerade mit Grisu an. Sie hatte am Parkplatz auf mich gewartet. Sie kommt in den Flur und begrüßt mich. Dann zieht sie aus ihrem Rucksack ein Handtuch. Sie trocknet Grisu die Pfoten und Beine ab, mit einem Lappen fährt sie ihm liebevoll über das Gesicht. „Das bringe ich allen ehrenamtlichen Besuchsteams bei. In den Rucksack gehören Handtuch und Bürste, um den Hund vor dem Besuch trocken und sauber zu machen.“ Außerdem zeigt sie mir ihre und Grisus „Arbeitskleidung“. Frau Sänger trägt ein Schild mit ihrem Namen und der Aufschrift „Ehrenamtliche Mitarbeiterin Hospiz am Evangelischen Waldkrankenhaus“. Der große Schäferhund trägt neben Halsband und Leine ein blaues Tuch am Hals. Mit gelben Buchstaben steht in einer Ecke „Tierbesuchsdienst – Grisu“. Das Halstuch trägt Grisu immer während seines Besuchs im Hospiz. Für Gäste, deren Angehörige und Besucher sowie das Pflegepersonal wird so deutlich, dass Frau Sänger und Grisu zum Team gehören.

Um mir das Haus zu zeigen, fahren Frau Sänger, Grisu und ich mit dem Fahrstuhl in die oberste Etage. Erst jetzt wird mir bewusst, dass das Hospiz über mehrere Etagen reicht. In der dritten Etage befinden sich Büro- und Konferenzräume sowie das Büro des Hospizleiters. An einer Pinnwand stellen die Tierbesuchsdienstler sich und ihre ehrenamtliche Arbeit mit den Hunden vor.

Wir fahren wieder eine Etage tiefer. Im 2.OG befinden sich sechs Gästezimmer. Außerdem gibt es hier den Raum der Stille. Ein blauer Teppich, bunte Sitzkissen am Boden, karierte Gardinen vor den Fenstern. Im Regal eine Musikanlage mit Meditationsmusik. Kerzen. Hier können sich die Gäste und Angehörigen zurückziehen. Sie können ihre Gedanken schweifen lassen, Ruhe finden, neue Kräfte sammeln. Hier werden aber auch kleine Andachten oder Gedenkfeiern abgehalten. Auf dem Flur vor dem Fenster steht eine Kerze, die immer dann brennt, wenn jemand im Haus verstorben ist. Heute brennt sie nicht. Mit dem Fahrstuhl fahren wir eine weitere Etage herunter. Im 1. Obergeschoss befinden sich vier weitere Gästezimmer. Den großen Gemeinschaftsraum, den so genannten Wintergarten, habe ich schon kennen gelernt.

Frau Sänger meldet sich im Schwesternzimmer an. Im Wintergarten breitet sie für Grisu eine große Decke auf dem Boden aus. In einer Ecke der blauen Decke steht in gelben Buchstaben „Tierbesuchsdienst – Grisu“. An einem Pfeiler im hinteren Teil des Raumes liegt Grisu zentral aber geschützt. Hier kann ihn jeder Vorbeikommende sehen. Aus einem Napf trinkt er hastig einige große Schlucke Wasser. Der Raum ist stark geheizt und für das dicke

Fell des großen Hundes viel zu warm. Grisu legt seinen Kopf zwischen die Vorderpfoten und schließt seine Augen. Eine Schwester kommt in den Wintergarten. Sie füllt den frischen Kaffee in eine Kanne. Auf einem Wagen stellt sie Tassen bereit. „Es geht heute allen schlecht. Ich glaube nicht, dass jemand Besuch haben möchte. Aber wir werden fragen“, die blonde Frau nickt uns zu und schiebt den Kaffeewagen auf den Flur. Auch wir nehmen uns einen Kaffee, und während ich in der Tasse rühre erklärt mir Frau Sänger, dass die Schwestern bei der Nachmittagsrunde den Hundebesuch ankündigen und fragen, wer Besuch auf seinem Zimmer empfangen möchte. Solange warten die Besuchsteams immer im Wintergarten. Eine Frau kommt durch die Tür. Sie nickt uns zu und lächelt. Sie sieht den Hund auf der Decke liegen und bleibt stehen. „Bist du der Tröstehund?“ Sie schaut Grisu an. Der öffnet die Augen, seine Ohren zucken. Die Frau mit den zerzausten Haaren nimmt sich eine Tasse Kaffee. Sie hält die Tasse mit beiden Händen fest umschlungen. Noch immer steht sie da an der Tür. Ihr Blick weicht nicht vom Hund ab. „Ich habe schon von dir gehört. Aber Barbara will keinen Hundebesuch“, mit ihrem Kopf deutet sie in Richtung Flur. Sie schweigt und betrachtet den Hund. Frau Sänger bricht das Schweigen. „Haben sie auch einen Hund?“ Wie aus einem Traum gerissen blickt die Frau kurz hoch. „Nein, ich habe keinen Hund. Ich habe Hunde gern. Ich habe mir schon immer einen Hund gewünscht. Aber ich habe keine Zeit.“ Über den Hund entwickelt sich ein Gespräch. Die Frau erzählt von einem Erlebnis, einer Begegnung mit einem Hund am Strand. Ihr Freund hatte sie auf den Arm genommen und durch die Luft gewirbelt. Ein kleiner Hund kam bellend angelaufen, sprang am Bein des Freundes hoch. Die Frau lacht über die Erinnerung. Sie kommt zwei Schritte näher an uns heran. Ihr Blick weicht nicht von Grisu. Der liegt immer noch auf seiner Decke. Er gähnt. „Ach, bist du müde?“, wieder spricht die Frau mit dem Hund. Ich bin erstaunt, welche Anziehungskraft der große schlafende Hund auf die Frau hat. Wieder macht sie einen Schritt auf ihn zu. Sie beobachtet ihn, scheint mit ihren Gedanken weit weg zu sein. Jetzt gähnt auch sie. „Aber sie sind auch müde“, höre ich mich sagen. Es kommt ganz automatisch. Sie sieht mich an, „ja, das ist anstrengend hier. Auch wenn man nicht viel machen kann. Nur da sitzen und da sein. Aber das ist anstrengend.“ Sie fährt sich mit einer Hand durch die Haare. Wieder kommt sie einen Schritt näher. Nun steht sie neben dem Hund. Sie kniet sich neben Grisu, streckt ihre Hand aus, hält sie ihm vor die Nase. „Aber da sein ist hier so wichtig.“, sagt Frau Sänger. Einige Minuten bleibt die Frau noch neben dem Hund hocken. Sie sieht ihn einfach nur an. Dann steht sie auf, mit einem Lächeln geht sie.

Durch die Tür kommt eine ältere Frau. Langsam geht sie in ihrem rosafarbenen Trainingsanzug um den Tisch herum. Sie geht gebückt und

stützt sich beim näher kommen an den Stühlen ab. „Hallo Frau Schmidt (Name geändert)“, begrüßt Frau Sänger die kleine, zierliche Person. Wir rücken einen Stuhl zurecht, so dass sich Frau Schmidt setzen kann. „Das finde ich aber schön, dass sie herunter kommen.“ Frau Schmidt setzt sich, kann von ihrem Platz aus aber den Hund gar nicht sehen. Sie reckt ihren Hals, rutscht auf dem Stuhl hin und her. Frau Sänger setzt sich neben Frau Schmidt und ruft Grisu mit einer kleinen Handbewegung zu sich. Aus ihrer Tasche nimmt sie ein Leckerli. Sie legt es Frau Schmidt in die Hand. Diese reicht es den Hund, der es mit seinen Zähnen ganz vorsichtig aus der zittrigen Hand nimmt. Frau Schmidt streichelt Grisu über den Kopf und den Rücken. „Mein Großer. Mein Hübscher. Da bist du wieder. Du bist so schön. Ein so schönes Tier. So einen wie dich hätte ich auch gerne.“ Frau Sänger gibt Grisu ein weiteres kleines Handzeichen. Er setzt sich neben Frau Schmidt. Sie tätschelt und streichelt ihn am Kopf. Frau Sänger holt ein zweites Leckerli aus der Tasche und reicht es Frau Schmidt. Die kann es jedoch nicht schnell genug festhalten und lässt es fallen. Sie lehnt sich vom Stuhl herunter. Sie scheint große Schmerzen zu haben. Sie windet sich. Hin und her rutsch sie auf ihrem Stuhl. Aber sie hebt das Leckerchen auf und hält es jetzt fest in ihrer Hand. Grisu riecht es. Er schnüffelt mit seiner feuchten Nase an Frau Schmidts Fingern, stupst sie. Sie lacht: „Ja, du möchtest wohl das Leckerchen haben. Du Schöner. Du bist so brav. Du bist ein ganz toller.“ Sie öffnet ihre Hand, lässt Grisu das Leckerchen mit der Zunge heraus schlecken. Dann steckt sie ihre Hand in die Schnauze des Hundes. Sie fühlt seine Zähne. Der Hund lässt sie geduldig gewähren. Dann legt er seinen großen Kopf in den Schoß der kleinen Frau. Sie streichelt ihn. „Gleich ist hier ein Konzert. Ich wollte meine Kräfte dafür aufsparen. Aber jetzt ist es gut, dass ich doch gekommen bin.“ Frau Schmidt blickt den Hund liebevoll an. Wieder rutscht sie auf dem Stuhl, verändert ihre Sitzposition. Der Hund legt sich neben Frau Schmidt. Sie sieht ihn an. Mit Frau Sänger überlegt Frau Schmidt welche Hunde sie hier im Hospiz schon alles kennen gelernt hat. Die Hundebesuchsteams kommen immer im Wechsel. Frau Schmidt ist schon einige Wochen hier, so dass sie fünf der sechs Teams bereits kennen gelernt hat. Grisu besucht Frau Schmidt heute zum zweiten Mal. Ich bin überwältigt. Es ist beeindruckend zu sehen, wie liebevoll und rücksichtsvoll dieser große Hund mit der kranken Frau umgeht. Wie behutsam er die Leckerchen nimmt, wie vorsichtig er seinen Kopf auf ihr Bein legt, wie er sich anfassen und streicheln lässt. Der Hund scheint zu spüren, dass er der Frau gut tut und dass er wichtige Arbeit leistet. Ich bewundere aber auch Frau Schmidt, die sich trotz offensichtlich großer Schmerzen überwinden konnte, dem Hund im Wintergarten zu begegnen. „Sollen wir sie in ihr Zimmer begleiten? Dann können sie sich noch ein

bisschen ausruhen, bevor das Konzert beginnt“, Frau Sänger steht auf, hilft Frau Schmidt beim Aufstehen. Gemeinsam gehen wir über den Flur zum Aufzug. Grisu weicht Frau Schmidt nicht von der Seite. Wir fahren in die zweite Etage. „Nein, ich muss noch eine Tür weiter“, sagt Frau Schmidt zu Grisu, als der vor einer verschlossenen Zimmertür stehen bleibt. Frau Schmidt öffnet die Tür zu ihrem Zimmer. Grisu läuft hinein. Er schnüffelt am Bett der Frau, dreht seinen Kopf zu ihr um, leckt über ihre Hand. Frau Schmidt setzt sich und wir verabschieden uns. Sie sieht noch einmal dem Hund nach, dann schließen wir die Tür und gehen.

Der Hundebesuch ist für heute beendet. Wir hatten eine Begegnung mit einer Angehörigen und einem Gast. Frau Sänger packt im Wintergarten alle Sachen zusammen, verstaut Grisus Decke wieder im Rucksack. Im Schwesternzimmer verabschieden wir uns. Unten, vor der Tür des Hospizes nimmt Frau Sänger Grisu das Halstuch ab. Jetzt ist Feierabend. Und der Hund soll das auch merken. Gemeinsam gehen wir noch einige Schritte. Der Hund läuft vor uns. Die frische Luft tut gut. Entspannung. Ein Waldspaziergang als Ausgleich zur anstrengenden Arbeit ist jetzt ganz wichtig für Grisu, erzählt mir Frau Sänger. Jetzt kann der Hund rennen, toben und die Nase in den Wind strecken. Und auch sie und ich kommen so auf andere Gedanken. Ein rundum beeindruckender Nachmittag neigt sich dem Ende.

8 Berichte Betroffener in der Hospizarbeit

Um die Tabuthemen Sterben und Tod nach vielen theoretischen Ausführungen von einer einfühlsameren, menschlichen Seite erfahrbar zu machen, möchte ich im Folgenden von den offenen und zum Teil sehr persönlichen Gesprächen berichten, die ich während der Recherchen für meine Hausarbeit geführt habe.

8.1 Aussagen der Teamtrainerin

Nach einem Hospizbesuch fühlt sich Ulrike Sänger immer beschenkt. Sie sieht ihr Ehrenamt wörtlich. Für sie ist eine Ehre, wenn ein schwerkranker Mensch sie bittet, ihn auf seinem letzten Weg zu begleiten. Sie folgt ihm auf seinem Weg voller Höhen und Tiefen. Es ist für sie eine Ehre, wenn er ihr von seinem Leben erzählt, anvertraute Schätze von unermesslichem Wert. Es ist für sie eine Ehre, wenn Angehörige ihr ihren Sterbenden anvertrauen, um selbst vielleicht eine kleine Auszeit zu nehmen. Es ist für sie eine Ehre, einem

Menschen die Hand zu halten und mit ihm zu schweigen, wenn er nicht mehr über Worte mit ihr zu kommunizieren vermag.

Ulrike Sänger sagt: „Wenn ich meinen Hund in der Begleitung Schwerkranker und ihrer Angehörigen einsetze, dann tue ich das in großer Hochachtung vor einem Lebewesen, welches in seiner sozialen Kommunikationsfähigkeit um so vieles feinfühlicher zu sein vermag, als ich es je sein könnte. Wenn ich meinen Hund in der Begleitung Schwerkranker und ihrer Angehörigen einsetze, dann tue ich das, weil er Trauernde zum Lachen bringt, weil er Schweigende zum Reden bringt, weil er Streitende zur Versöhnung bringt und unter Schmerzen Leidenden Ablenkung bringt. Wenn ich meinen Hund in der Begleitung Schwerkranker und ihrer Angehörigen einsetze, dann tue ich das, weil bestehende Ereignisse plötzlich neu bewertet werden können.“

Weil Grisu zwar ein großes Herz hat, aber nicht alle Sterbenden Bonns und Umgebung begleiten kann, bildet Frau Sänger andere ehrenamtliche Hospizhelfer mit ihren gut sozialisierten Hunden aus. So können viele lebensbegrenzend Erkrankte von Hundebesuchen profitieren.

Frau Sänger erzählt mir von ihrem großen Hund, der während des Schlafens hin und wieder tief seufzt. Vielen Menschen, denen Grisu im Hospiz begegnen und die ihm ihre Geschichten erzählen, hört der Schäferhund aufmerksam zu. Und wenn er dann manchmal über die Geschichten einschläft und dabei seufzt, dann fühlen sich die Menschen trotzdem verstanden, denn er seufzt ja so als ob er antworten wollte.

8.2 Gespräche mit ehrenamtlichen Tierbesuchsdienstlerinnen

Ich lernte Ursula Hünten und Gaby Kaiser bei einer Hundetrainingseinheit im Hospiz kennen. An einem Nachmittag wurden auf der obersten Etage des Hospizes die Hunde, die sich bereits im Einsatz der tiergestützten Begleitung Schwerkranker, Sterbender und ihrer Angehörigen befinden, einzeln an die neue Rampe gewöhnt. Die Rampe soll eine Aufstiegshilfe für den Wagen sein, der den Sterbenden einen Kontakt mit dem Hund auf Augenhöhe ermöglicht (Fotos und weitere Information hierzu im Anhang).

Frau Hünten ist stark sehbehindert. Ihre dreijährige Labradorhündin Stine ist ein ausgebildeter Blindenführhund. Sie hat bereits eine umfangreiche Ausbildung zum Blindenführhund hinter sich, um Frau Hünten sicher durch den Alltag zu begleiten. Frau Hünten gibt ihrer Hündin italienische Kommandos und Anweisungen. Dies ist nötig, damit kein Fremder den Hund (ab-) lenken kann.

Frau Hüntten erzählte mir, dass sie gerne ehrenamtlich tätig werden wollte. Sie war allerdings von Anfang an skeptisch, ob sie als fast erblindete Frau diese Aufgabe übernehmen könnte. Außerdem war sie sich unsicher, ob sie ihrer Hündin, die ja bereits einen ausfüllenden „Job“ übernahm, auch noch eine weitere Aufgabe zumuten könnte. Im Gespräch mit mir geht Frau Hüntten ein Lachen durchs Gesicht: „Ich werde immer wieder angesprochen, dass die Leute es ganz toll finden. Sie bewundern mich, dass ich als Sehbehinderte diesen Dienst übernehme. Und dass der Hund mich begleitet, ist für die meisten Menschen noch mal so schön. Außerdem“, Ursula Hüntten streichelt der schwarzen Hündin neben ihr zärtlich über den Kopf, „außerdem bemerken viele erst später, dass ich selbst nicht sehen kann, zuerst achten sie auf Stine.“

Frau Kaiser ist im Jugendamt tätig. Vor vielen Jahren wurde sie bereits von ihrer alten Hündin Anja zur Arbeit begleitet. Im Büro war die Hündin bei Gesprächen mit Kollegen oder Klienten einfach nur anwesend. Frau Kaiser war damals schon über die positive Wirkung der bloßen Anwesenheit ihres Hundes überzeugt. „Anja hat mir gezeigt, wie tiergestütztes Arbeiten geht. Ihr Dasein tat allen gut. Und schon vor vielen Jahren habe ich verschiedene Vorträge und Seminar zur tiergestützten Therapie besucht.“ Heute wird Frau Kaiser von ihrem vierjährigen Mischlingsrüden Yabie begleitet. Yabie stammt aus Spanien und kam über den Tierschutz zu Frau Kaiser. „Ich habe schon immer Hunde aus dem Tierheim gehabt. Und immer habe ich gute Erfahrungen gemacht. Yabie ist super lieb und absolut lernwillig.“ Auch Ulrike Sängler schwärmt von diesem Hund. Er scheint ein absolutes Naturtalent in der Begleitung von schwerkranken Menschen zu sein. „Als der das erste Mal ins Hospiz kam, da war das so, als hätte er nie etwas anderes gemacht. Yabie wusste genau, was von ihm erwartet wurde“, Ulrike Sängler nickt Gaby Kaiser zu.

Ich will wissen, welche Erfahrungen die Frauen bei ihren ehrenamtlichen Besuchen mit den Hunden im Hospiz machen. „Es sind immer positive Erlebnisse. Ich bin immer glücklich, wenn ich hier heraus komme. Es ist beflügelnd, ich bin wie euphorisiert“, sagt Frau Kaiser. „Da war zum Beispiel die Frau, die völlig in sich zusammen gesunken in ihrem Rollstuhl saß. Die hatte überhaupt keine Körperspannung. Als sie den Hund über den Flur kommen sah, richtete sie sich auf. Es war, als würde ein Zucken durch ihren Körper gehen, sie wurde wach und richtete sich auf. Sie reckte sich, um den Hund besser sehen zu können. Oder die Frau, die mit ihrem kleinen Enkel im Wintergarten saß. Die warteten auf den Bestatter, weil der Mann, also der Opa gerade gestorben war. Als sie den Hund sahen, erinnerten sich die Beiden, dass der Opa Hunde auch gern hatte. Und als Yabie, der

doch so verspielt ist, herein kam und tollpatschig über seine eigenen Füße stolperte, da lachten sie auch wieder miteinander. Einmal habe ich erlebt, dass eine Angehörige ihrem Mann verboten hat, den Hund zu streicheln. Der Mann war sehr geschwächt. Er saß im Rollstuhl. Er streckte seine Hand nach dem Hund aus. Aber seine Frau verbot es ihm. Der Mann durfte den Hund nicht anfassen.“ „Da siehst du, wie wichtig es ist, sich auch mit den Trauerphasen der Angehörigen zu beschäftigen“, fügt Frau Sänger hinzu, „Wir haben eben nicht nur Kontakt mit den kranken Menschen. Wahrscheinlich hatte die Ehefrau die Diagnose vom Sterben ihres Mannes noch nicht akzeptiert. Wenn sie auch nur den Hauch einer Chance sah, dass ihr Mann vielleicht wieder gesund würde. Vielleicht hatte sie Angst, er könnte sich beim Hund anstecken oder infizieren. Und für den Mann wäre es so schön gewesen, ihm den Wunsch zu erfüllen, den Kontakt mit dem Hund aufzunehmen.“

Die Frauen können noch von weiteren Begegnungen mit Schwerkranken, Sterbenden, ihren Angehörigen und Besuchern aber auch von Mitarbeitern des Hospizes berichten. Ich möchte wissen, ob tiergestützte Sterbebegleitung statt findet. Gehen schwerkranke und sterbende Menschen eine Beziehung mit dem Hund ein? „Nein, Sterbebegleitung findet keine statt. Erinnerst du dich noch an die eine Frau, die ich begleitet habe?“ Frau Kaiser sieht Frau Sänger an. „Ich habe eine Sterbebegleitung bei einer Frau gemacht. Den Hund habe ich in der Anfangszeit manchmal mitgenommen. Aber die eigentliche Sterbebegleitung habe ich ohne den Hund gemacht. Die meisten Menschen wollen in der letzten Phase kurz vor dem Tod wirklich nur noch wenige, ganz vertraute Personen bei sich haben. Ich glaube, der Hund würde dabei stören.“ Sie macht eine kurze Pause, bevor sie weiter erzählt: „Ich saß mit der Frau zusammen. Ihr Mann war auch dabei. Sie saßen auf dem Sofa nebeneinander und wir erzählten. Dann bemerkte der Ehemann plötzlich, dass Yabie mit dem Kopf auf den Füßen seiner Frau lag. Mit dem Hinterteil lag er an den Füßen des Mannes. Der Mann bemerkte das. Mir wäre das gar nicht so aufgefallen. Da hat der Hund eine Verbindung zwischen den Eheleuten hergestellt. Nicht nur symbolisch. Ich habe gespürt, dass sich die beiden durch dieses Erlebnis noch einmal näher gekommen sind, verbunden eben. Der Hund begleitet mich als Türöffner. Aber bei der eigentlichen Sterbebegleitung ist er nicht dabei.“

Und Frau Sänger wirft ein: „Sicher, der Hundeführer hängt immer mit dran. Wir werden schon im Doppelpack, als Team wahrgenommen. Aber es handelt sich immer um einen spontanen Besuch, nie um eine Begleitung über einen längeren Zeitraum.“

8.3 Austausch mit einem Pflegemitarbeiter

Ich hatte um ein Interview mit einem Mitarbeiter des Hospizes gebeten, einen Termin, bei dem mir jemand berichtete, was sie für Erfahrungen mit den Besuchshunden machten.

Der Sozialarbeiter des Hospizes riet mir, mich mit Herrn Jäger (Name geändert) zu treffen. Der hatte selbst eine berufsbegleitende Fortbildung zur tiergestützten Arbeit am Kuratorium Deutsche Altershilfe gemacht und hatte aus dem Team die meisten Erfahrungen.

Ich traf Herrn Jäger an einem Nachmittag im Wintergarten des Hospizes. Er berichtete mir von seiner Ausbildung „Tiere öffnen Welten“ und ich erfuhr, dass er ein Retriever-Fan ist. Seit vielen Jahren hielt er immer schon Golden Retriever oder Labradore. Zurzeit besitzt er eine 15 Jahre alte Golden Retriever Hündin und einen zweijährigen Labradorrüden.

Ich fragte Herrn Jäger, wie er zur tiergestützten Arbeit gekommen war. Seine alte Hündin hatte ihn vor Jahren auf die Idee gebracht, dass Tiere Menschen gut tun. Beim täglichen Spaziergang an den nahe gelegenen Rhein traf er auf einer Parkbank regelmäßig mehrere Senioren. Die alten Herrschaften freuten sich immer, wenn sie den Hund sahen. Wenn Herr Jäger manchmal eine andere Route zum Gassi gehen wählte, wurde er, vor allem aber sein Hund, von den Senioren vermisst. Die Wiedersehensfreunde beim nächsten Treffen war enorm. Herr Jäger arbeitete damals mit Aids-Patienten und nahm seine Hündin hin und wieder mit zum Dienst. Dort beobachtete er, dass das Tier den Patienten gut tat. Die Patienten genossen den Kontakt mit dem Hund. „Ein Hund wedelt auch dann freudig mit dem Schwanz, wenn du nur einen Arm oder ein Bein hast. Und gerade die Aids-Patienten, die von der Gesellschaft gemieden werden, die ausgeschlossen sind, die brauchen das. Der Hund ist immer ehrlich.“ Herr Jäger macht eine Pause, nimmt einen Schluck Kaffee aus der Tasse. „Nun ja, und jetzt bringe ich den Kleinen hin und wieder mit ins Hospiz. Der ist hier sozusagen groß geworden. Schon als Welpen hat der mich zu Dienstbesprechungen begleitet.“

Ich habe nach, will genau wissen, wie das ist. Da kommen also einmal die Woche ehrenamtliche Hospizhelfer mit ihren ausgebildeten Hunden zum Besuchsdienst. Und gleichzeitig gibt es einen Mitarbeiter, der mit seinem Hund auch tiergestützt arbeitet? „Ja, das entstand so parallel. Frau Sänger richtete damals den Tierbesuchsdienst hier ein. Ich hatte meinen kleinen Hund da noch nicht. Wir haben das hier gemeinsam aufgebaut.“

Ich erfahre, dass die Hospizleitung und das Personal der neuen Idee total offen gegenüber standen. „Was man nicht kennt und noch nicht versucht hat, das kann man auch nicht beurteilen. Wir haben es einfach mal ausprobiert und auf uns zukommen lassen“, sagt Herr Jäger.

Er betont, dass die Ehrenamtler eine gute Arbeit machen. Das will er gar nicht bestreiten. Dennoch gibt er mir zu bedenken, dass die ehrenamtlichen Mitarbeiter nicht so viel von den Menschen des Hauses mitbekommen. „Wenn die sich abwechseln, kommen sie vielleicht einmal im Monat mit ihrem Hund. Manche Gäste sind in der Zeit schon gestorben. Wir können die Ehrenamtler auch nur zu den „Fitteren“ lassen. Die wirklich Sterbenden kriegen die doch gar nicht mehr zu sehen. Für die fitteren Gäste des Hospizes ist der Hundebesuch ein Bonbon, eine nette Besonderheit,“ erklärt er mir. „Die kommen zum Bespielen und Bespaßen der Gäste. Aber von dem Menschen an sich wissen sie gar nichts. Ich begleite den Gast von seinem Einzug ins Hospiz bis zum Tod. Ich erfahre seine Geschichte, ich weiß, wie es ihm geht. Kleinste Signale kann doch der Ehrenamtler gar nicht erkennen.“ Erneut betont Herr Jäger, dass die ehrenamtlichen Mitarbeiter gute Arbeit machen, wichtig sind. Aber er sieht die Welle, die da angerollt kommt. Tiergestützt arbeiten will jetzt jeder. Er vermutet, eine Selbstdarstellung bei vielen. Er möchte das mit Vorsicht genießen. Viele kleine Signale werden aus gut gemeinter Euphorie übersehen.“

Dann berichtet mir Herr Jäger, dass die Besuchshunde aber auf jeden Fall eine Brücke bauen zwischen Angehörigen und Personal. Er hatte seinen kleinen Labrador einmal mit dabei, als ein junger Familienvater zum Sterben im Hospiz lag. Über den Hund fand er schnell einen Draht zu dem siebenjährigen Sohn. Sie spielten mit dem Hund gemeinsam auf dem Flur des Hospizes. Der Junge erzählte, dass er selbst einen Jack Russel Terrier hatte. An dem Nachmittag, an dem der Vater starb, konnte sich der Junge in Bekanntschaft und Vertrauen an Herrn Jäger wenden. Obwohl der Hund diesmal gar nicht dabei war, fühlte sich der kleine Junge bei Herrn Jäger sicher, geborgen und vertraut. Sie waren über den Hund „Freunde geworden“, und so konnten sie gemeinsam vom Vater Abschied nehmen.

Herr Jäger berichtet von weiteren Beispielen, vom Hundekontakt mit Angehörigen. Zum Schluss bittet er mich, kritisch hin zu sehen und gibt mir noch ein weiteres Mal zu bedenken, dass die Ehrenamtler nur einmal wöchentlich kommen, wenige Gäste mehrmals erleben, dann deren Lebensgeschichten nicht kennen und kleinste Signale vielleicht nicht wahrnehmen.

8.4 Interview mit einer Angehörigen

An dieser Stelle war eigentlich ein Gespräch mit einer Angehörigen geplant. Leider ist dieses Gespräch aus zeitlichen Gegebenheiten nicht zustande gekommen. Frau Sängler hat mir viel von Herrn und Frau Müller (Name geändert) erzählt. Und weil es sich hierbei um eine außergewöhnliche Begegnung gehandelt hat, möchte ich davon hier dennoch kurz berichten.

Im vergangenen Herbst hat Frau Müller ihren Mann verloren. Er verlebte seine letzten Lebenstage im Hospiz. Dort wurde er auf eigenen Wunsch von Frau Sängler und Grisu besucht. Herr Müller genoss die Besuche sehr. Kurz vor seinem Tod muss Herr Müller dann einmal zu seiner Frau gesagt haben, dass Frau Sängler mit Grisu, neben seiner Ehefrau, im Abschieds- und Sterbeprozess die wichtigsten Personen gewesen sind.

Normalerweise endet die Sterbebegleitung mit dem Tod des Menschen. Bei Herrn Müller und Grisu war das anders. Herr Müller ist eine Ausnahme. Und deswegen ist die Begegnung zwischen Herrn Müller und dem Besuchshund auch so außergewöhnlich und einmalig. Grisu begleitete Herrn Müller auf seinen selbst noch zuvor geäußerten Wunsch während der Beerdigung auf seinem letzten Weg ins Grab.

Bei Frau Müller zuhause steht auf der Kommode im Flur zwischen den Familienfotos auch ein Bild, das Herrn Müller und Grisu während eines Besuchs im Hospiz zeigt. Dieses Bild wird dort für immer seinen Platz haben.

9 Reflexion

Als ich meine Facharbeit begann hatte ich mir eigentlich vorgenommen, über Tiere in der Sterbebegleitung zu schreiben. Diese Idee umfasste sowohl die Sterbebegleitung Erwachsener als auch die Begleitung lebensverkürzend erkrankter Kinder. Ich wollte auch über die Kinderhospizarbeit berichten. Mit dem ersten deutschen Kinderhospiz Balthasar in Olpe stand ich Kontakt. Eine Ehrenamtliche besucht auf Wunsch schwerkranke Kinder und deren Familienangehörige mit ihren drei Hunden. Im Laufe meiner Arbeit merkte ich jedoch, dass es schwierig werden würde, den Bereich der Kinderhospizarbeit mit der Hospizarbeit erwachsener Sterbender überein zu bringen. Die Unterscheidung der Lebens- und Sterbephasen sowie die Beschreibung der Kinderhospizarbeit waren zu umfangreich für diese Facharbeit. Schade, denn ich hätte mich gerne noch intensiver mit dem Thema befasst.

Für mich war die Auseinandersetzung mit den Tabuthemen Sterben, Abschied nehmen und Tod eine große Herausforderung. Ich habe interessante Menschen kennen gelernt. Ich habe viele einfühlsame und sehr persönliche Gespräche geführt. Ich durfte neugierig beobachten, beeindruckt nachfragen und mit Spannung überall dabei sein.

Ich habe erfahren, dass die ehrenamtliche Arbeit ganz schön anspruchsvoll sein kann. Dennoch gibt es Menschen, die sich engagieren, um anderen Menschen Gutes zu tun, um für andere da zu sein. Ich nehme mit, dass es wichtig ist, dass es sich vor allem im Hospiz immer um gut ausgebildete Ehrenamtler handelt, die auf ihre Aufgaben umfangreich vorbereitet wurden. Sie werden unterstützt von ihren ausgeglichenen, gut sozialisierten Tieren, die ebenfalls eine spezielle Ausbildung genossen haben. Das Wohl des Tieres und die kleinsten Signale des Gastes sind oberstes Gebot und haben immer Priorität beim Einsatz der Hunde.

Ich konnte mich davon überzeugen, dass das Hospiz am Evangelischen Waldkrankenhaus in Bonn-Bad Godesberg über einen sehr gut organisierten und strukturierten Tierbesuchsdienst verfügt. Die Tierbesuchsteams werden vorbildlich ausgewählt, getestet, ausgebildet, geprüft und begleitet. Alle Beteiligten profitieren von dieser Arbeit. Schön, dass es euch gibt!

10 Fazit

Aufgrund der Erfahrungen und Gespräche der vergangenen Wochen kann ich sagen: Tiere in der direkten Sterbebegleitung gibt es nicht. Es handelt sich um eine tiergestützte Begleitung, um einen Besuch in der letzten Phase des Lebens. Die Begleitung ist meist nicht regelmäßig und kommt nur dann zustande, wenn der Sterbende es ausdrücklich wünscht. Eine tiergestützte Begleitung dauert auf keinen Fall bis zum Tod. Es entsteht keine Beziehung zwischen Sterbendem und Tier. Die Sterbenden, die Tierbesuch erhalten, haben dann fast ausnahmslos positive Erlebnisse. Das Tier bringt Abwechslung und Ablenkung in den traurigen Hospizalltag. Die Tiere, die Menschen am anderen Ende der Leine und die Begegnung miteinander sind wohltuend für den Sterbenden.

(Besuchs-) Tiere tun aber nicht nur den schwerkranken und sterbenden Menschen gut. Auch Angehörige profitieren von der Anwesenheit der Tiere. Die Tiere sind Türöffner für einen Menschenkontakt.

11 Schlusswort

„Wenn zum menschlichen Leben an sich, Tiere dazu gehören und „Sterben“, gelebtes Leben bis zuletzt bedeutet, dann dürfen Tiere in der Hospizarbeit nicht fehlen!“

12 Danksagung

Ich danke Ulrike Sänger, die mich über viele Wochen bei der Erstellung meiner Facharbeit unterstützt hat. Vielen Dank, dass du mir deine Arbeit so transparent gemacht hast, dass ich dich begleiten durfte, aber auch dass du mich begleitet und mitgenommen hast. Danke, dass du mir jeder Zeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden hast und für mich da warst.

Ich danke den ehrenamtlichen Hospizhelfern, denen ich beim Training über die Schulter gucken durfte, die mir über ihre Erfahrungen berichteten und die so offen und ehrlich mit mir über persönliche Erlebnisse sprachen.

Ich danke den Mitarbeitern des Hospizes, den Gästen des Hauses und den Angehörigen, dass ich ihnen begegnen durfte.

Und ganz besonders möchte ich mich bei meinem Mann, meiner Familie und meinen Freunden bedanken. Danke, dass ihr meine Launen ertragt, wenn ich mal wieder völlig gestresst die Zeit im Nacken sitzen habe. Danke, dass ihr immer für mich da seid, dass ihr alle meine auch noch so verrückten Ideen unterstützen und mittragen. Danke aber auch dafür, dass ihr mich immer wieder auf den Boden der Tatsache zurück holt. Ich hab euch lieb!

13 Literaturnachweis / Quellenangabe

- Burgheim, W. (Hrsg.): Im Dialog mit Strebenden, Forum-Verlag, 2007
- Greiffenhagen, S., Buck-Werner, O.: Tiere als Therapie, Kynos-Verlag, 2007
- Hospiz- und Palliativführer, 2003
- Kübler-Ross, E.: Interviews mit Sterbenden, Knaur-Verlag, 1999;
amerikanische Originalausgabe: On Death and Dying, 1969
- Martin, T. (Hrsg.): Begleiter in bewegter Zeit, Hospizverein Bonn e.V., Bonn
2008
- Otterstedt, C.: Tiere als therapeutische Begleiter, Kosmos-Verlag, 2001
- Prothmann, A.: Tiergestützte Kinderpsychotherapie
- Vernooij, M., Schneider, S.: Handbuch der Tiergestützten Intervention,
Quelle & Meyer, Wiebelsheim 2008
- General Anzeiger Bonn: Hunde öffnen Türen und Herzen, 2007
- www.hospiz-bonn.de
- www.medizinhunde.ch
- www.tabuthema-sterben.de

14 Eigenständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit mit dem Thema:

„Bist du der Tröstehund? Tiergestützte Begleitung Schwerkranker, Sterbender und ihrer Angehörigen“

selbstständig und ausschließlich unter Zuhilfenahme der im Literatur- und Quellenverzeichnis genannten Werke und Dokumente angefertigt habe.

Bonn, den _____

15 Anhang



Hospiz am Evangelischen Waldkrankenhaus,
Waldstraße 73,
53177 Bonn-Bad Godesberg

Theo, Adam und Sammy werden auf ihren Einsatz im Hospiz vorbereitet



Ich durfte miterleben, wie die drei Rüden den ersten Kontakt mit ihrem späteren „Einsatzort“ hatten und dort die erste Trainingsstunde absolvierten.

Im Eingangs- und Flurbereich, im Fahrstuhl sowie im Treppenhaus konnten sich die Hunde mit den fremden Gerüchen, Geräuschen und den unterschiedlichen Fußbodenbelegen vertraut machen. Auf der obersten Etage wurde dann mit Rollstuhl und Rollator die Stressempfindlichkeit der Hunde getestet. Ein klappernder Essenswagen, herunter fallende Gegenstände, Enge auf den Fluren, ungewohnte Gangbilder, sämtliche im Hospizalltag vorkommende Szenarien wurden simuliert und die Hunde dabei gründlich beobachtet. Die Hunde und ihre Frauchen meisterten die Trainingseinheit alle souverän. Im Anschluss an das Training durften sich die Hunde auf einem gemeinsamen Spaziergang durch den nahe gelegenen Wald zum Ausgleich so richtig austoben.

Ehrenamtliche Hospizhelfer mit ihren ausgebildeten Hunden beim Training

Grisu, Stine und Yabie lernen über die Rampe auf den Wagen zu gehen und sich dort abzulegen. Sie erleben die Rampe und den wackeligen Wagen als etwas Positives, sie werden gelobt, durch Stimme, Streicheleinheiten und Leckerchen belohnt.



Die Hunde können auf dem Wagen liegend an das Bett eines Sterbenden heran geschoben werden. Bett und Wagen haben eine Höhe. Durch den Wagen wird ein Kontakt zwischen Sterbendem und Hund auf einer Augenhöhe möglich.